

GEDENKSTÄTTENFAHRT ISRAEL

DENK!DRAN

Die Vergangenheit im Bewusstsein, die Zukunft im Blick

22.07. - 31.07.2022

DENK DRAN E.V.

LIEBE TEILNEHMER*INNEN

„Ihr seid die Zukunft, Eure Verantwortung ist es, dass die Verbrechen der Nazis und unsere Geschichten nicht in Vergessenheit geraten“

- Herta Goldman, Tel Aviv – 30. Juli 2022

Gladbeck im Oktober 2022

Liebe Teilnehmer*innen der Gedenkstättenfahrt nach Israel,

wir hatten das große Privileg, den Zeitzeug*innen Herta Goldman, Zipora Feiblowitsch, Anna Palko, Michael Gimberg, Ariel Litrak, Sara Matias und Jossi Alon begegnen und mit ihnen sprechen zu dürfen. Trotz der großen Belastungen, die für die Überlebenden der Shoah mit diesen Gesprächen verbunden sind, war es ihnen sehr wichtig, uns ihre unfassbaren Geschichten, die mit so unendlich schrecklichem Leid verbunden sind, zu erzählen. Wir hatten das große Glück, mit diesen mutigen und tapferen Frauen und Männern ins Gespräch zu kommen und ihnen viele Fragen stellen zu dürfen. Sie haben uns bereitwillig in ihr Leben gelassen und ihre schmerzhaften Erfahrungen mit uns geteilt. Dafür gebührt ihnen Dank und Respekt. Sie haben uns ihre Geschichten anvertraut, damit wir sie weitertragen und diese somit nicht in Vergessenheit geraten. Die Gespräche mit Herta in Tel Aviv, Zipora in Yad Vashem und Anna, Michael, Ariel, Sara und Jossi in der von Inge Buhs liebevollen geführten Begegnungsstätte in Jerusalem werden wir nicht vergessen; sie bleiben ganz tief in unserer Erinnerung. Sowie auch die vielen anderen Begegnungen mit Menschen in einem Land, zu dem Deutschland aufgrund der Verbrechen der Nationalsozialisten ein besonderes Verhältnis pflegt und in dem heute noch fast 190.000 Menschen leben, die die Shoah überlebt haben. Ein Land, zu dem wir so wenige Informationen, dafür aber sehr viele Vorurteile haben.

Mit dieser Gedenkstättenfahrt wollten wir Euch die Möglichkeit anbieten, an historisch bedeutsamen Orten, in Museen und Gedenkstätten neue und vielfältige Informationen zu den Verbrechen der Nationalsozialisten und den damit verbundenen Lebens- und Leidensgeschichten der europäischen Juden zu bekommen. Die Fahrt sollte Euch darüber hinaus auch deutlich machen, wo Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede im Umgang mit der letztlich gemeinsamen Geschichte des Holocaust in Deutschland und Israel liegen.

Ihr habt mit der Teilnahme an der Gedenkstättenfahrt nach Israel Interesse gezeigt, Euch mit dem dunkelsten Abschnitt der deutschen Geschichte auseinanderzusetzen. Es war viel Engagement und Bereitschaft bei Euch sicht- und spürbar, sich mit der deutsch-israelischen Geschichte und der Lebenssituation von Menschen in Israel zu beschäftigen. Vorurteile haben Informationen und Erfahrungen Platz gemacht.

Wir sind uns sicher, dass sowohl das Vorbereitungstreffen im Jüdischen Museum in Dorsten als auch die vielen Informationen der Mitarbeiter*innen in den jeweiligen Museen und Gedenkstätten vor Ort, vor allem aber auch die authentischen und sehr persönlichen Gespräche mit den Zeitzeugen in Jerusalem und in Tel Aviv zu Eurer engagierten Auseinandersetzung mit der Shoah beigetragen haben. Aus diesem Grund möchten wir uns ganz herzlich bei allen bedanken, die uns an Ihrem Wissen und/oder Ihren Erfahrungen teilhaben ließen. Bedanken möchte wir uns zunächst bei Maren Großbröhmer, die uns beim Vorbereitungstreffen im Jüdischen Museum in Dorsten im Juni in die Thematik einführte. Maren gab uns eine Vielzahl an Informationen zum Judentum, zur Gründung des Staates Israel, zum israelisch-palästinensischen Konflikt und zur Ideologie der Nationalsozialisten.

Ganz besonders möchten wir uns bei den Zeitzeug*innen Herta Goldman, Zipora Feiblowitsch, Anna Palko, Michael Gimberg, Ariel Litrak, Sara Matias und Jossi Alon bedanken, die uns in Jerusalem und Tel Aviv freundlich und ohne Vorurteile aufgenommen und die vielen Fragen beantwortet haben. Ebenso bedanken möchten wir uns bei der Mitarbeiterin der Hilfsorganisation Amcha, Irith Sheelo Furman, die uns über die vielfältigen Hilfsangebote für die Holocaustüberlebenden und ihren Nachkommen informierte. Einen Dank an Dr. Marc Neugröschel, der uns in der Gedenkstätte Yad Vashem wichtige und umfangreiche Informationen zur Lebenssituation der europäischen Juden vor, während und nach der Shoah vermittelt hat.

In diesem Jahr haben unsere Vereinsmitglieder Karola Schrief und Hannah Dörr die Gedenkstättenfahrt nach Israel mit ganz viel Engagement und Empathie mitgestaltet und begleitet, wofür ich ihnen ebenfalls sehr dankbar bin.

Bedanken möchten wir uns zu guter Letzt auch bei „unserem“ Guide Uriel, der in besonderer und vertrauter Weise dafür „gesorgt“ hat, dass die Fahrt zu einer Erfahrung für 's Leben geworden ist. Eine Erfahrung, so hoffen wir, die uns alle in unserem Bewusstsein stärkt, sich aktiv für das Erinnern und gegen das Vergessen einzusetzen. Die Auseinandersetzung mit der Shoah war eine sehr intensive und emotionale Erfahrung für uns alle. Wir haben gemeinsam in Israel als Gruppe viele traurige und bewegende Momente, aber auch genauso viele lustige und fröhliche Augenblicke erlebt. Ihr habt Euch auf diese Herausforderung mit großem Interesse und Engagement eingelassen, und somit konnte die Fahrt nach Israel für alle Teilnehmer*innen zu einer unvergesslichen Erfahrung werden. Eine Erfahrung, die ihr an viele Menschen weiter geben könnt.

Die Gedenkstättenfahrt wurde auch in diesem Jahr wieder durch den Landschaftsverband Westfalen Lippe - Landesjugendamt - gefördert, sodass diese unvergessliche Fahrt nach Israel stattfinden konnte. Ein besonderer Dank geht hier an David Büscher, der die Fahrt mit Interesse und Engagement unterstützt hat.



FACT SHEET: ISRAEL

DIE GRÜNDUNG ISRAELS

AM 14. MAI 1948 - DEM TAG DER NIEDERLEGUNG DES BRITISCHEN MANDATS - RIEF DER FÜHRER DER ZIONISTISCH-SOZIALISTISCHEN ARBEITERPARTEI ISRAELS DAVID BEN-GURION DEN STAAT ISRAEL AUS. DIE ARABISCHEN NACHBARLÄNDER REAGIERTEN SOFORT MIT EINEM ANGRIFF AUF DEN NEUGEGRÜNDETEN STAAT. ISRAEL KONNTE SEINE EXISTENZ IN DIESEM ERSTEN NAHOSTKRIEG BEHAUPTEN, DER 1949 MIT EINEM MILITÄRISCHEN SIEG ISRAELS ENDETE.*

AUF EINEN BLICK

Jerusalem

HAUPTSTADT (UNOFFIZIELL)

28

JAHRE IST DER
ALTERSDURCHSCHNITT

Asien

KONTINENT

9

MILLIONEN EINWOHNER

22.380

QUADRATKILOMETER GROSS

*Hebräisch,
arabisch,
englisch*

AMTS- UND HANDELSSPRACHEN

Neuer Israelischer Shekel

WÄHRUNG

UNSER PROGRAMM

Jerusalem

22.07.

- Anreise in Jerusalem
- Kennenlernen in der Altstadt

23.07.

- Stadtführung in Jerusalem

24.07.

- Fahrt nach Bethlehem
- AMCHA

25.07.

- Baden im Toten Meer
- Zeitzeugengespräche

26.07

- Besuch des Campus und der ständigen Ausstellung in Yad Vashem

27.07

- Fotoausstellung und Antisemitismus-Vortrag in Yad Vashem
- Zeitzeugengespräch Zipora Feiblowitsch

28.07

- Barta'a mit Lydia Aisenberg



UNSER PROGRAMM

Tel Aviv

28.07.

- Anreise in Tel Aviv
- gemeinsamer Abend am Strand

29.07.

- Stadtführung in Tel Aviv & Jaffa

30.07

- Zeitzeugengespräch Herta Goldman
- Freie Gestaltung des Nachmittags

UNSERE GRUPPE



5. Reihe oben von links nach rechts

Alina Galster, Michaela Steuer, Christopher Beard, Noah Valerius, Marcal Zilian

4. Reihe oben von links nach rechts

Regina Paul, Meret Menzel, Lukas Kaldenbach, Emelie Funkemeyer, Lydia Kiersch

3. Reihe oben von links nach rechts

Lukas Tenbusch, Leon Böger, Rebekka Jelinek, Daniel Kampa, Georg Liebich

2. Reihe oben von links nach rechts

Moni Schrief, Leonie Timm, Elena Schnieder, Helen Dettmann, Alice Hachenburg

1. Reihe oben von links nach rechts

Hannah Dörr, Deliah Schmid, Melina Valerius, Cornelia Ziegs, Karola Schrief, Tim Heßler

23.07.2022

INTERRELIGIÖSE STADTFÜHRUNG DURCH JERUSALEM

Bevor die interreligiöse Stadtführung durch Jerusalem begann, stellte Uriel – unser Guide – die Benimmregel auf, niemanden aussprechen zu lassen. Anderen ins Wort zu fallen, sei höflich.

Uriel Kashi, geboren in Jaffa und aufgewachsen in Stuttgart, lebte seit seinem 18. Jahr mal in Israel und mal in Deutschland. Seit ungefähr zehn Jahren ist er Tour Guide in Israel. Obwohl wir ihn gerade erst kennengelernt haben, merkten wir schnell, dass Uriel sehr viel weiß, Freude an Fragen hat und immer für genügend Wasser und Schattenplätze sorgt. So lernten wir am ersten offiziellen Tag unserer Reise eine Menge über Jerusalem.

Jerusalem ist die größte Stadt in Israel. Sie ist in vier Viertel unterteilt. Zuerst besuchten wir das jüdische, dann das muslimische, das christliche und zum Schluss das armenische Viertel. Weil wir am Shabbat unterwegs waren, mussten wir im jüdischen Viertel darauf achten, an heiligen Orten keine Fotos zu machen. Im Folgenden wollen wir uns auf bestimmte Stationen beschränken, weil wir so viel erlebt und gesehen haben.



ERSTER STOPP: MAMILLA

Mamilla ist die Bezeichnung einer Einkaufspassage. Es dauerte nicht lang, bis Uriel die erste Frage beantworten musste: „Warum sind bei einigen Gebäuden alle Steine beschriftet?“ Aus einem einfachen Grund: Die heutige Einkaufsstraße liegt im ehemaligen Grenzgebiet (1948-1967). Einige Häuser mussten umgesetzt werden und die Zahlen und Buchstaben zeigen an, wo welcher Stein hingehört.

ZWEITER STOPP: JAFFA-TOR

Oder besser gesagt: Jaffa-Tore. Es gibt ein kleines und ein großes Tor, die in die 1 qkm große Altstadt führen. Das kleinere Tor ist älter und liegt ein wenig versteckt, damit potenzielle Angreifer nicht direkt sehen konnten, was sie erwartet. Die gesamte Stadtmauer stammt aus dem 16. Jahrhundert.

Fun Fact: Das große Tor verdanken wir Kaiser Wilhelm II., der mit einer Kutsche nach Jerusalem einreisen wollte. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt und die Stadtmauer zum Teil abgerissen. Wir hätten uns gerne wie Kaiser gefühlt, hatten aber keine Kutsche.

DRITTER STOPP: AUSGRABUNGSSTÄTTE VOR DER EHEMALIGEN TEMPELANLAGE (TEMPELBERG)

Nachdem wir ein wenig durch die Altstadt gegangen sind, kamen wir am Tempelberg an. Im Schatten sitzend erfuhren wir eine Menge über die Geschichten dieses Ortes:

Vor rund 3800 Jahren soll Abraham den Auftrag bekommen haben, seinen einzigen Sohn Isaak, auf dem Tempelberg zu opfern. Obwohl Abraham nach jahrelangem Versuchen nur ein Kind hatte, wollte er die Opferung durchführen. Kurz bevor er die Tat vollbringen wollte, wurde Abraham von einem Engel aufgehalten, da dies nur ein Test Gottes war. Diese Erzählung, die im Buch Genesis in der Bibel steht, markiert das Ende der Menschenopferung. Damals war es beispielsweise im Henocho-Tal üblich, Kinderopfer dem Gott Moloch darzubringen. Andere Geschichten um den Tempelberg erzählen zum Beispiel von König David, der 1000 v. Chr. dort die Bundeslade abstellte oder von Salomo, der dort den ersten Tempel erbaute. Über die Jahrhunderte wurden die Juden auch aus Jerusalem vertrieben, durften aber auch wieder zurück. So häufig wie Juden verbannt wurden, war auch der Tempel in verschiedenster Hand. In einem besonderen Aufstand der Juden, dem Makkabäer-Aufstand, konnte der Tempel aus der Hand der Seleukiden zurückerobert werden, weswegen noch heute Chanukka im Judentum gefeiert wird.

Herrscher umliegender Gebiete, wie zum Beispiel Alexander der Große, wollten das Land aufgrund seiner guten Lage erobern. Wer über das Gebiet herrscht, kontrolliert den Handel zwischen Asien und Afrika.

Im Jahre 68 v. Chr. eroberten die Römer Jerusalem, gaben aber den Juden viel Autonomie, indem sie Herodes I. als Klientelkönig einsetzten. Das bedeutet, dass Herodes I. ein Freund der Römer war und somit keine Steuern zahlen musste. Allerdings durfte er auch keine Armee finanzieren und musste loyal gegenüber den Römern sein. Dadurch, dass Herodes I. quasi keine Ausgaben hatte, lagen ihm viele Mittel zur Verfügung, die er als Bauherr ausgab. Er ließ beispielsweise eine Hafenstadt nach römischem Vorbild und mehrere Paläste erbauen. Es wurden somit Arbeitsplätze geschaffen und die Wirtschaft angekurbelt. Trotz alledem mochten die Juden Herodes I. nicht, da er zum einen von den Römern eingesetzt wurde und zum anderen erst seine Eltern zum Judentum konvertiert waren und er somit kein Nachfahre König Davids war. Um das Volk für sich zu gewinnen, entschied Herodes I., die Tempelanlagen aufzubessern. Er ließ eine Plattform auf dem Tempelberg erschaffen und eine Mauer um die Tempelanlagen errichten, die allerdings erst nach seinem Tod fertiggestellt wurde. Nach seinem Tod wurden römische Statthalter eingesetzt, die kein Interesse am wirtschaftlichen Wachstum Israels hatten. Dies führte zu Unmut in der Bevölkerung und ließ die Hoffnungen auf einen Erlöser (Messias) wachsen. Pontius Pilatus antwortete auf diese Hoffnung mit der Kreuzigung von Feinden. Schlussendlich wurde der Tempel von den Römern zerstört und Teile der umliegenden Tempelmauer auf die darunterliegende Einkaufsstraße gestoßen.

In den darauffolgenden Jahrtausenden regnete es sehr viel und es bildeten sich immer mehr Ablagerungen durch Schlamm und Erde, die die Ruinen der Einkaufsstraße und der Tempelüberreste unter sich begruben. Vor 50 Jahren begannen archäologische Ausgrabungen, die hervorbrachten, dass neben den schon erwähnten Einkaufsstraßen- und Tempelüberresten auch unter der Straße ein Abwassersystem der Römer und rituelle Taufbäder zu finden waren.

Besonders spannend fanden wir den Punkt, dass Ausgrabungen hochpolitisch sind, da mit jeder Schicht, die abgetragen wird, auch religiöses und kulturelles Gut anderer Epochen verschwindet. Deshalb sind Ausgrabungen auf dem Tempelberg selbst, also Tempelanlage und Felsendom, nicht erlaubt, da die Muslime sich sorgen, den Anspruch auf den Ort zu verlieren.

Fun Fact: Der kleinste Stein wiegt 2,5 t und der größte 370 t. Wie diese massive Mauer und der gesamte Tempel gebaut werden konnten, bleibt ein Rätsel.

VIERTER STOPP: KOTEL

Die Klagemauer (Kotel) ist ein Überbleibsel der Umrahmungsmauer des ehemaligen zweiten Tempels und somit nicht Teil des Tempels selbst.

Die Juden wurden von den Römern aus Jerusalem verbannt und durften nur noch einmal im Jahr bis an die Außenmauer der Tempelanlage zurückkommen. Dort beteten sie, klagten um die Folgen der Tempelzerstörung und steckten ihre Wünsche in die Ritzen der Mauer. Daher der Name „Klagemauer“. Dieser Begriff ist aber eine Fremdbezeichnung durch die Christen. Die Juden selbst nennen sie „Westmauer“ oder „Kotel“ („dort, wo zwei Liebende sich begegnen“). Für sie ist die Mauer auch ein Ort des Gebets und des Feierns. Die Wünsche und Bitten auf den Zetteln werden vor dem Neujahrsfest und Pessach ungelesen verbrannt und auf dem Friedhof begraben.

Fun Fact: Die Römer benannten Jerusalem zu Aelia Capitolina und Judäa zu Palästina um. Der jüdische Tempel wurde ein Jupiter-Tempel.



Männer und Frauen versammeln sich getrennt an der Mauer. Die Geschlechtertrennung war für uns gewöhnungsbedürftig, hat aber auch einen geschützten Raum eröffnet. Direkt an der Mauer herrschte eine andächtige Stimmung, aber nicht vollkommene Ruhe. Die Menschen murmelten leise ihre Gebete, sangen, lasen in der Thora, legten Zettel in die Mauerritzen und einige wogen ihre Körper hin und her. Weiter hinten waren Gespräche zu hören. Bei den Männern gab es auch Thora-Rollen, aus denen gelesen wurde. Außerdem bildeten sie im Vergleich zu den Frauen eine Art Einheit, weil alle traditionelle Kleidung trugen. Die Menschen gingen von der Mauer aus rückwärts zurück, weil man einem König nicht den Rücken zukehrt, sondern aus Ehrfurcht rückwärts zurückgeht. Die Frauen nahmen diesen Brauch allerdings etwas ernster als die Männer.

FÜNFTER STOPP: DORNENKRONENAUFERLEGUNGSKAPELLE UND KREUZAUFERLEGUNGSKAPELLE

Durch das muslimische Viertel gingen wir vorbei an vielen kleinen Läden und Essensständen hin zu dem ehemaligen Antonia-Palast mit Marktplatz. Die beiden Kapellen sind zwei Interpretationen der Kreuzigungsgeschichte. Die Dornenkronenaufwerkungskapelle wurde in den 1930er Jahren gebaut, weshalb die Abbildungen dort rassistische Denkmuster enthalten.

Fun Fact: In der Kreuzaufwerkungskapelle kann ein Spiel entdeckt werden, das Kinder in den Boden ritzen, als sie auf ihre Eltern warteten.

SECHSTER STOPP: MUSLIMISCHE SCHULE

Weil Sommerferien sind, konnten wir in eine muslimische Schule gehen. Dabei handelt es sich um die ehemalige Antonia-Festung, auf der unter anderem Pontius Pilatus beobachtete, was die Juden im Tempel treiben. Von dort aus konnten wir den wunderbaren Blick auf die Tempelanlage mit dem Felsendom und der al-Aqsa-Moschee genießen. Zudem erzählte uns Uriel, warum der Tempelberg auch für den Islam so wichtig ist: 610 n. Chr. soll Mohammed eine nächtliche Himmelsreise von Mekka nach Jerusalem erlebt haben. Dort übergab Gott ihm den Auftrag, sein Wort nicht zu verändern oder misszuverstehen. Der Grund: Sowohl die Juden als auch die Christen haben bei dieser Aufgabe versagt. 638 n. Chr. eroberte der zweite Kalif Omar Jerusalem. Als Erinnerung an dieses Ereignis baute er die al-Aqsa-Moschee auf den Tempelberg und später wurde aus demselben Grund der Felsendom errichtet. Er befindet sich also an derselben Stelle wie die jüdischen Tempel damals, weshalb der Tempelberg für das Judentum und den Islam ein heiliger Ort ist.



SIEBTER STOPP: ÜBER DIE VIA DOLOROSA ZUR GRABESKIRCHE

Der wichtigste heilige Ort für das Christentum befindet sich nicht weit vom Tempelberg entfernt. Die Grabeskirche erinnert an die Kreuzigung und Grablegung Jesu, die vor 2000 Jahren dort stattgefunden haben soll. Ursprünglich war der Ort ein Steinbruch am Hügel Golgatha. Verschiedene Teile der heutigen Kirche werden von sechs unterschiedlichen Kirchen verwaltet. Gibt es Streit um die Verwaltungsrechte einzelner Teile, dürfen diese nicht verändert werden. Deshalb gibt es eine Grabhöhle, die seit einem Feuer im 19. Jahrhundert nicht mehr renoviert werden durfte. Die Grabeskirche besuchten wir nach der Mittagspause. Es gab Falafel, Limonade und hausgemachte Süßigkeiten. Anschließend setzten wir uns kurz in die evangelische Kirche. Die Erlöserkirche wurde errichtet, damit auch die Protestanten eine eigene Kirche, die Erlöserkirche, in der Nähe der Grabeskirche haben konnten. Danke, Kaiser Wilhelm II.!

Wir fanden die Grabeskirche etwas dunkel und voll, da dort Pilger aus sechs verschiedenen Kirchen und Besucher aufeinandertrafen. Obwohl es somit zwar befremdlich voll war, war es auch sehr offen und weitläufig. Der Unterschied der verschiedenen Religionen war auch ein Erlebnis, das nicht immer direkt nachvollziehbar war. Viele der Pilger und auch Besucher stellten sich in langen Schlangen an, um das Grab Jesu zu besuchen.



Fun Fact: Früher stand hier ein römischer Venus-Tempel. Die Mutter von Kaiser Konstantin, der das Christentum zur römischen Staatsreligion machte, errichtete eine erste byzantinische Grabeskirche.

ACHTER STOPP: JÜDISCHES VIERTEL

Das jüdische Viertel wurde 1948 zerstört und erst 1967 wieder aufgebaut. Vor dem Wiederaufbau wurden archäologische Ausgrabungen durchgeführt. Ergebnisse davon sind heute in sogenannten archäologischen Fenstern zu sehen. Ein Haus wurde beispielsweise auf Stehlen gebaut, um die darunter liegende römische Einkaufsstraße zu zeigen.

NEUNTER STOPP: HURVA-SYNAGOGE

Vor der Hurva-Synagoge erzählte uns Uriel die Geschichte Israels ab dem 19. Jahrhundert. Jerusalem war ein kleines Bergdorf, bis sich in Europa im 19. Jahrhundert eine Orient-Begeisterung entwickelte. Aus den weit entfernt wirkenden Bibelgeschichten entwickelte sich das Bewusstsein, dass die dort erzählten Orte tatsächlich existieren – und zunehmend Menschen konnten es sich leisten, dorthin zu reisen. Die Region des heutigen Israels – damals noch Teil des Osmanischen Reichs – war arm und so wurde das Angebot westlicher Länder, Sonderrechte im Tausch gegen Unterstützung durch Tourismus und der Schaffung von Arbeitsplätzen zu erhalten, gerne angenommen.

Im Rahmen der zunehmenden Einwanderung von Juden und Arabern entwickelte sich auf beiden Seiten die Idee, Besitzansprüche auf das Land zu haben. Weil sich der Konflikt insbesondere während des zweiten Weltkriegs verstärkte, gaben die Briten ihr Mandat, das sie nach dem ersten Weltkrieg erhalten hatten, 1948 an die UNO ab. Daraufhin wurde ein UN-Teilungsplan entwickelt. Israel sollte geteilt werden, während Jerusalem UN-Gebiet bleiben sollte. Die umliegenden Länder waren damit nicht einverstanden. Sie wollten ihre eigenen Staatsgebiete lieber vergrößern. Deshalb griffen sie Israel nach dem Abzug der Briten an, wenn auch nicht gemeinsam. Jerusalem wurde schließlich geteilt und mit einer Mauer durchtrennt. Ostjerusalem gehörte zu Jordanien und Westjerusalem zu Israel. Der Tempelberg und damit auch die Klagemauer waren für Juden daraufhin nicht mehr erreichbar. Auf beiden Seiten wurden Häuser zerstört. Die Jordanier zerstörten das jüdische Viertel, ließen die Ruinen liegen und bauten mit Steinen des jüdischen Friedhofs neue Häuser. Seit 1967 gibt es die Trennung nicht mehr und das Viertel wurde wieder aufgebaut.

ZEHENTER STOPP: GRAB VON KÖNIG DAVID UND RAUM DES LETZTEN ABENDMAHLS

Zum Schluss unserer Tour durch Jerusalem besuchten wir ein besonderes Haus: Im Keller befindet sich das Grab von König David. Somit ist es ein heiliger jüdischer Ort. Wir konnten kurz hineingehen, obwohl Shabbat war. Im ersten Stock soll das letzte Abendmahl von Jesus mit seinen Jüngern stattgefunden haben. Damit ist es ein heiliger christlicher Ort. Im zweiten Stock wurde ein Minarett in Erinnerung an die Grablegung Davids erbaut. Damit ist es ein heiliger muslimischer Ort. Das Besondere des Gebäudes ist also, dass es die drei abrahamitischen Religionen miteinander vereint. Hier zeigt sich auch, wie Uriel bemerkte, dass das Bestreben, einen Teilungsplan zur Friedensstiftung durchzusetzen, nicht praktikabel ist.

Fun Fact: Die Vorstellung, dass Jesus mit seinen Jüngern an einem Tisch gemeinsam Abendmahl feierte, ist einfach nur falsch – damals wurde im Liegen auf einer Art Matratze gegessen.



FAZIT

Alles in allem hatten wir einen wundervollen und informativen Tag. Gespickt mit vielen Fakten, Sehenswürdigkeiten, Händlern, die manchmal viel ehrlicher waren als gewohnt, leckerem Essen und einem super Tourguide, wurde ein heißer Tag doch ein fantastischer Tag. Die Eindrücke der verschiedenen Kulturen und Religionen, die in Jerusalem, insbesondere der Altstadt, aufeinandertreffen, sorgen für ein buntes Wirr-Warr von Gerüchen, Sprachen und Lebenseinstellungen.

Die Stadtführung hat deutlich gemacht, wie groß die Bedeutung Jerusalems für das Judentum, den Islam und das Christentum ist. Die Geschichte der Stadt ist so vielfältig, sodass es nicht verwundert, dass die Orte so bedeutungsreich und wichtig für viele Menschen sind. Besonders schön ist der Kontrast zu unserem bekannten Umfeld. Zu sehen, dass das Christentum nicht den größten Einfluss auf das Leben der Menschen hat, eröffnet neue Perspektiven und hinterfragt bestehende Ordnungen. Es ist ungewohnt, dass Religion in einem derartig großen Ausmaß öffentlich praktiziert wird, weil es zeigt, wie sehr die Menschen von Bräuchen und religiösen Vorgaben abhängig, aber auch erfüllt sind.

Neben den sozialen und religiösen Eindrücken gibt es auch viele historische Aspekte, die den Tag und die Altstadt zu einem interessanten Ort machen. Obwohl es so viele spannende Dinge gibt, ist die historische Authentizität nicht immer gegeben. Trotzdem waren die unterschiedlichen Einblicke in die Stadt Jerusalem spannend und höchst informativ.

Unsere Route

- | | |
|--------------------------------|---|
| A: Mamilla | F: Via Dolorosa |
| B: Jaffa-Tor | G: Grabeskirche |
| C: Ausgrabungsstätte Westmauer | H: Hurvat-Synagoge |
| D: Kotel (Klagemauer) | I: Grab von König David und Raum des letzten Abendmahls |
| E: Antonia-Festung | |



24.07.2022: BETHLEHEM

Am Sonntag, den 24. Juli, machte sich unsere Gruppe nach dem Frühstück auf den Weg in Richtung Westjordanland. Unser Ziel war der Ort, wo der Überlieferung nach Jesus geboren wurde, Bethlehem. Die Stimmung in der Gruppe war sehr entspannt, und wir waren alle schon sehr gespannt und neugierig auf unseren Tag mit Uriel in Bethlehem. Die Fahrt mit dem Bus nutzen wir schon für einen kleinen Hebräischkurs. Unser Guide Uriel brachte uns die Wörter בוקר טוב (Boker tov - Guten Morgen) und בוקר אור (Boker or – wörtlich übersetzt „das Morgenlicht“ und die Antwort auf Guten Morgen) bei. Den Rest der Fahrt haben wir dann einige Informationen über das Westjordanland bzw. Palästina und dessen Verhältnis zu Israel von Uriel bekommen.

Das Westjordanland wurde während des sog. „Sechstagekrieges“ 1967 von Israel erobert. Es war das Gebiet, das eigentlich ein Teil des zukünftigen palästinensischen Staates sein sollte. Der Ausgang des Krieges beeinflusst die Politik der Region bis zum heutigen Tag.

Das Westjordanland wurde in drei Zonen aufgeteilt, die bis heute beständig sind. Die erste Zone ist die A-Zone (ca. 18 % der Westbank) Diese umfasst überwiegend die Gebiete der großen palästinensischen Städte. Hier hat die Palästinensische Autonomiebehörde die Verantwortung für Sicherheit und zivile Angelegenheiten. Die zweite Zone ist die B-Zone (ca. 22 % der Westbank). In der Zone B liegen vor allem die palästinensischen Kleinstädte und Dörfer. Die palästinensische Autonomiebehörde hat die Verantwortung für zivile Angelegenheiten. Für Sicherheitsfragen sind palästinensische und israelische Behörden gemeinsam verantwortlich. Die Zone C umfasst ca. 60 % der Westbank. Hier leben ca. 300 000 Palästinenser*innen. Die israelische Armee hat die vollständige Kontrolle über Sicherheit und zivile Angelegenheiten. Hier befinden sich auch die völkerrechtswidrigen israelischen Siedlungen, Naturschutzgebiete, wichtige Verbindungsstraßen, Militärübungsgelände.

Wir befanden uns während unseres Aufenthalts in Palästina in der sog. A-Zone. Wesentliche Probleme für eine zukünftige friedliche Lösung des Konfliktes sind u. a. der Status von Jerusalem sowie die Rückkehr der palästinensischen Flüchtlinge in das Westjordanland. Nach der Besetzung durch den Staat Israel wurden viele israelische Siedlungen im Westjordanland gebaut, die jedoch für einen zukünftigen Friedensprozess nicht sehr förderlich waren. Die gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Palästinensern und Israelis waren nun ständige Begleiter im Leben vieler Menschen. Im Jahr 1987 kam es dann zur sog. ersten Intifada. Die erste Intifada, auch bekannt als „Krieg der Steine“, war eine anhaltende gewalttätige Auseinandersetzung zwischen Palästinensern und der israelischen Armee, die im Dezember 1987 begann. Ab 1991 ging die Gewaltintensität deutlich zurück; die Oslo-Abkommen von 1993 stellten das Ende der ersten Intifada dar. Der damalige Ministerpräsident. Jitzchak Rabin nahm Verhandlungen mit den Palästinensern auf, um somit einen möglichen Friedensprozess einzuleiten.

Am 4. November 1995 wurde jedoch Ministerpräsident Jitzchak Rabin kurz vor der Wahl in Tel Aviv nach einer Friedenskundgebung von einem jüdischen Extremisten ermordet, was die Menschen in Israel sehr schockierte. Nach einem möglichen Wahlsieg von J. Rabin hatten die Menschen in Israel darauf gehofft, dass sich die Beziehungen zwischen Israelis und Palästinensern verbessern würden. Der überwiegende Teil der israelischen Bevölkerung wollte zu diesem Zeitpunkt Frieden mit den Palästinensern. Nach der Ermordung von J. Rabin nahm die Gewalt wieder zu. Israel weitete den Bau von jüdischen Siedlungen im Westjordanland aus. Im Jahr 2000 bricht die zweite Intifada aus. Palästinensische Selbstmordattentäter reißen in den Folgejahren Hunderte von Menschen mit sich in den Tod. Fast wöchentlich gingen Busse in die Luft. Zahlreiche Verhandlungsrunden, Friedensinitiativen, eine Intifada und mehrere Gaza-Kriege später gibt es weder einen unabhängigen palästinensischen Staat, noch ist ein Ende der Besatzung absehbar. Im Gegenteil. Mit jedem Tag scheint die Wahrscheinlichkeit einer Staatsgründung Palästinas geringer zu werden.

Nach den vielen Informationen von Uriel zum israelisch-palästinensischen Konflikt kamen wir in einem Vorort von Bethlehem-Beit Sahour (Zone A) an, wo wir als erstes die Hirtenfelder besuchten. Auf diesen Feldern sollen den Hirten vor etwa zweitausend Jahren nach der Geburt Christi die Engel erschienen sein, die diesen die freudige Nachricht überbracht haben. Wir besuchten die Kapelle der Engel, die erst in den 1950er Jahren von Antonio Barluzzi entworfen wurde. Hier konnten wir Malereien bestaunen, die die Geburt Christi und die Verkündung der Engel an die Hirten darstellen. Anschließend gingen wir zu den Feldern, auf denen viele Pilgergruppen heute ihre Gottesdienste abhalten. Wir sind jedoch noch ein kleines Stück weiter gegangen, um uns eine ehemalige Wohnhöhle aus der Zeit von Jesus anzuschauen. In ungefähr so einer Höhle wurde Jesus geboren und nicht, wie so oft in westlichen Bildern dargestellt, in einem Stall. Um aus der Höhle herauszukommen, sind wir durch das unterirdische Höhlensystem gegangen.



Anschließend besuchten wir einen Souvenirshop, wo wir Kleinigkeiten, tolle Olivenholzsachen und andere Mitbringsel für zu Hause kaufen konnten. Ein Besuch des Shops ist immer fest eingeplant, um somit die palästinensische Wirtschaft ein bisschen zu unterstützen. Viele Touristen besuchen Bethlehem, geben dort jedoch nicht viel Geld aus. Dies ist sehr problematisch, da die palästinensische Wirtschaft sehr schwach ist und auf die Einnahmen durch die Touristen schon angewiesen ist. Es gibt keine bis wenige Rohstoffe und somit bleibt fast nur der Tourismus als größte Einnahmequelle über.

Nach einer kurzen Busfahrt gelangten wir an die Grenzmauer, die das Westjordanland von Israel trennt. An dieser Stelle war die Mauer sehr bunt und großflächig mit vielen Graffitis besprüht, u. a. auch von dem berühmten Künstler Banksy. Für die Palästinenser steht diese Mauer als Zeichen der Unterdrückung durch die Israelis, für die Israelis ist es eine notwendige Maßnahme, um somit das Land vor Terrorangriffen zu schützen.



Angekommen an unserem Hauptziel, der Geburtskirche, begann Uriel damit, die Weihnachtsgeschichte aus dem Lukasevangelium vorzulesen. Aufgrund einer Volkszählung musste Josef mit seiner hochschwangeren Frau Maria nach Bethlehem reisen, um sich dort eintragen zu lassen. Aus diesem Grund kam Jesus in Bethlehem zur Welt. Die Geburtskirche ist aus dem 4. Jahrhundert nach Christi und ist eine der wenigen Kirchen, die nicht zerstört wurde. Der Grund liegt darin, dass lange Zeit über dem Eingang der Kirche die heiligen drei Könige in ihren persischen Gewändern dargestellt wurden, woran die meist arabischen Eroberer stets Gefallen gefunden haben.

Der Eingang der Kirche ist so niedrig gebaut, dass alle Menschen, egal welcher Religion sie angehören, sich beim Eintritt verbeugen müssen.

Wir besuchten den griechisch-orthodoxen Teil der Kirche, in dem sich die Geburtshöhle Christi befindet. Während wir darauf warteten, in die Höhle gehen zu können, hatten wir die Möglichkeit, unsere Kerzen in der Kirche anzuzünden. Der Ort der Geburt Christi ist durch einen Stern auf dem Boden markiert, vor dem viele Gläubige niederknien und ihn berühren. Der linke Teil der Kirche ist katholisch und war leider geschlossen, da wir an einem Sonntag die Kirche besuchten und ein Gottesdienst stattfand.



Nach dem Besuch in der Geburtskirche sind wir noch durch die Stadt Bethlehem geschlendert, um uns einen besseren Eindruck von der Stadt und den Menschen dort zu bekommen. Bethlehem ist eine schöne und lebendige Stadt mit vielen Märkten und kleinen Gassen. Jedoch spürt man die ärmeren Verhältnisse der Region sehr deutlich, vor allem im Vergleich zu Jerusalem. Bevor wir zurück nach Jerusalem fahren, machten wir noch eine Mittagspause in dem Restaurant „The Tent.“ Dieses ist im beduinischen Stil gehalten und durch die mit Stoff behangenen Decken hatte der Raum ein sehr gemütliches Ambiente. Uns wurde ein sogenanntes orientalisches Buffet aufgebaut. Auf dem Tisch standen Brote und es gab eine große Auswahl an verschiedenen Aufstrichen und Salaten. Wir hatten eine schöne Zeit in "The Tent" und uns allen schmeckte das traditionell-palästinensische Essen hervorragend.

Die Rückfahrt nutzen wir, um individuell die Erlebnisse zu verarbeiten und die schöne Zeit in Bethlehem noch einmal Revue passieren zu lassen. Die vielen Informationen von Uriel haben uns dabei geholfen, einen besseren Blick auf die Stadt und den Problemen dieser Menschen zu bekommen. Der Besuch der Geburtskirche war für uns alle ein sehr besonderer Moment. Wir möchten uns bei Uriel für diesen interessanten und informativen Tag in Bethlehem bedanken.



Elena Schnieder & Leonie Timm

24.07.2022: BESUCH VON AMCHA

Am Nachmittag besuchten wir AMCHA, wo wir einiges über die Entwicklung und das Wirken der Organisation erfuhren. Unsere Ansprechpartnerin war Irith Sheelo Furman, die klinische Leiterin von AMCHA, die als Nachfahrin von Shoah-Überlebenden selber betroffen ist. Die gebürtige Schweizerin erzählte uns in deutscher Sprache das Wichtigste über AMCHA und beantwortete im Anschluss unsere Fragen.

AMCHA heißt übersetzt „Dein Volk“ und wurde zu Zeiten der Shoah unter Juden als eine Art Erkennungscode benutzt. Zur Gründung der psychotherapeutischen Hilfsorganisation kam es erst 42 Jahre nach Ende des zweiten Weltkrieges im Jahr 1987. Doch warum diese recht späte Gründung? Zum einen war die Zuflucht in Israel mit dem Zusammentreffen von einem Trauma und gleichzeitig Euphorie verbunden. Endlich gab es eine Heimat, in der man nicht aufgrund seines Glaubens oder seiner Vorfahren verfolgt wurde. Die Überlebenden mussten sich neu organisieren und ein neues Leben aufbauen. Diese Beschäftigung lenkte viele so weit ab, dass das Trauma weitestgehend in den Hintergrund rückte und erst später wieder zum Vorschein kam. Zudem waren die erlebten Schrecken in Israel und dem Rest der Welt lange ein „Tabuthema“, an das sich kaum jemand erinnern wollte, über das nicht gesprochen wurde. Man strebte nach Ruhe und Frieden, nicht nach der Konfrontation mit der Grausamkeit des zweiten Weltkrieges und dem Mord an mehreren Millionen Juden. Doch auch die Gründung einer eigenen Familie mit Kindern sorgten bei vielen Betroffenen dafür, dass Erinnerungen wieder präsenter wurden. Plötzlich waren sie in der Situation, auf ihre Kinder aufzupassen und erlebten die Shoah aus der Sicht ihrer Eltern erneut.



Tatsächlich war AMCHA zum Zeitpunkt der Gründung lediglich eine Möglichkeit des Austauschs, des Kontakts und ein Ort, an dem sich die Betroffenen öffnen und mitteilen konnten. Erst nach dem Vietnamkrieg wurde das Phänomen des Traumas offiziell entdeckt und die Traumabewältigung rückte in den Vordergrund. Mittlerweile ist AMCHA auf Traumatherapie spezialisiert und bietet als eins der größten psychotherapeutischen Zentren des Landes verschiedenste Arten von Therapien für Shoah-Überlebende, aber auch für die breite Bevölkerung an.

Irith verwies speziell auf die Besonderheit der Behandlung und Aufarbeitung von Shoah-Erlebnissen, da mehr als nur eine Generation von diesem grausamen Völkermord betroffen waren. Man unterschied während der Shoah nicht zwischen Kindern und Erwachsenen. Das eigene Schicksal und das Schicksal anderer veränderten jeden Menschen auf eine andere Weise. Daher gab es verschiedene Kategorien von Überlebenden, die in unterschiedlichen Altersklassen und ganz individuell unterschiedliche Dinge erlebt haben.

Theoretisch war mit dem Neuanfang in Israel die Shoah vorbei. Doch auch die Nachfahren von Überlebenden hatten noch mit dieser schweren Last, diesem blutigen Erbe an Erinnerungen zu kämpfen. Daher nahm AMCHA auch bald die Hilfe für Nachkommen in ihr Programm auf. Denn auch sie litten noch unter der Shoah, die einst ihre Eltern gezeichnet hatte. Jeder Überlebende ging mit den Erlebnissen anders um. Sie verdrängten und verschwiegen oder ließen die Shoah und den Krieg in jeden Teil des Lebens einfließen. So oder so setzten sie oftmals ihre Kinder, wenn auch ungewollt unter Druck, sodass auch sie mit einem eingeschränkten Leben zu kämpfen hatten. So zeichnete die Shoah langfristig eine zweite und zum Teil auch noch eine dritte Generation.

Eben diese Generationen brachten einige Zeitzeugen, die bereits verdrängt hatten, zu AMCHA. Sie ermutigen viele Überlebende dazu, sich nach all der Zeit des Schweigens jemandem anzuvertrauen und somit die anhaltenden Folgen durch eine Traumatherapie zu mildern. Doch auch Wohlfahrtsinstitutionen wie Altenheime und der allgemeine Bekanntheitsgrad der Organisation führte einige Überlebende zu AMCHA. Irith erzählte uns an dieser Stelle von einer 82-jährigen Shoa-Überlebenden, die erst in ihrem hohen Alter zu AMCHA kam. Sie sei eine sehr intelligente Frau gewesen, mit einem abgeschlossenen Physikstudium und viel Freude an Kunst. In ihrem Leben habe sie allerdings nie eine Form von Liebe erfahren dürfen. Ihr Vater war gestorben und ihre Mutter brachte sich vor ihren Augen um, als sie gerade einmal vier Jahre alt war. In ihrer Pflegefamilie begegnete sie Hass und musste mit sexuellen Übergriffen kämpfen. Ihre Ehe war ohne Liebe. Die einzige Frage, die sie für sich beantwortet haben wollte, war, wie sie ihr Leben so lange und so erfolgreich ohne Liebe meistern konnte. Es war ihr ein Bedürfnis dieser Frage auf den Grund zu gehen, was sie erst so spät zu einer solchen Therapiemöglichkeit führte. Solche Fragen in den verschiedensten Formen seien häufig der ausschlaggebende Grund, eine Therapie zu beginnen und später das Hauptthema der Therapie selber.

Auch die eigene Geschichte zu verschriftlichen helfe häufig auf therapeutische Weise. Diese Schreibgruppen bedienen sich der Bibliothherapie, die insofern hilft, dass das geschriebene Wort eine gewisse Beständigkeit ausstrahlt und somit die Sicherheit bietet, dass die Geschichten nicht mehr vergessen werden kann. Auf die Frage hin, ob es auch ein zentrales Archiv für die Aufzeichnungen gebe, erfuhren wir, dass bereits zwei inoffizielle Bücher mit Geschichten zusammengestellt wurden und eine Dokumentation aus der Bibliothherapie und der ohnehin notwendigen Aufzeichnungen aus den Therapiegesprächen existiert.



Aufgrund des bevorstehenden Zeitzeugengesprächs beschäftigte uns als Gruppe natürlich auch die Frage, wie man den Überlebenden am besten begegnen sollte. Irith versicherte uns, dass wir uns keine Sorgen machen müssten. Schließlich sei es die freie Entscheidung der Überlebenden, sich auf ein Gespräch einzulassen. Wer sich bereit erkläre, wolle auch erzählen. Es sei letzten Endes auch ein Anliegen der Zeitzeugen, dass die Shoah nicht in Vergessenheit gerate.

Für mich war es außerdem beruhigend zu hören, dass uns die meisten Zeitzeugen nicht als unerwünschte Deutsche sehen, sondern sich eher freuen, dass junge Deutsche Menschen nicht vergessen wollen. Denn die Erinnerung an das Geschehene ist für die meisten am wichtigsten.

Worüber ich mir nie Gedanken gemacht habe, war die Frage, wie eigentlich die befreiten Juden nach Israel kamen. Die Reise war in den meisten Fällen gefährlich, lang und mühsam. Meist gab den Überlebenden Israel als Ziel am Ende des Weges die nötige Kraft, um ihre neue Heimat zu erreichen. Um diese Reise zu bewältigen, brauchte es in erster Linie Instinkt und Intelligenz, aber auch die bereitwillige Hilfe Dritter. So schafften es zahlreiche Juden, sich in Israel ein neues Leben aufzubauen, weit weg von dem Schrecken in Europa.

Ich habe an diesem Tag viel erfahren, einen tollen Einblick in die Arbeit von AMCHA bekommen und sehe dieses Gespräch als sehr gute thematische und emotionale Vorbereitung auf die Gespräche mit Zeitzeugen in den nächsten Tagen. Die heutige Zusammenkunft spiegelte eher eine therapeutische Sicht. Ich sehe es als große Chance der emotionalen Vorbereitung auf die kommenden Begegnungen, die mit Sicherheit unter die Haut gehen werden. Es ist aber auch tröstlich zu sehen, dass es Hilfe gibt und sie auch angenommen wird. Es freut mich, wenn Menschen mit einer solchen Last noch ihr Leben bestreiten können und habe größten Respekt davor, wie sie sich dem Grauen entgegenstellen und somit dem Faschismus von gestern und heute, wenn auch nur etwas, den Wind aus den Segeln nehmen.

25.07.2022: BESUCH BEI ZEITZEUGEN IM HAUS VON INGE

Die Meisten von uns stellen sich nicht nur einmal vor, wie es wäre, ein komplett anderes Leben zu führen. Eine andere Geschichte zu leben. Wie wäre es also mit dieser Vorstellung: Eine dunkle Nacht und allein mit zwei kleinen Kindern und Mägen, die vor Hunger nicht mehr knurren, sondern nur noch schmerzen. Eine kleine Wohnung und die allgegenwärtige Angst, dass das Klopfen an der Tür bedeutet, den eigenen Willen und die eigene Freiheit der Willkür fremder Menschen unterzuordnen. Können wir uns auch dieses Leben vorstellen? Denn immerhin gibt es Tausende dieser Geschichten, die vor nicht allzu langer Zeit genau da stattfanden, wo wir heute unbeschwert leben dürfen. Diese Szenarien sind keine Vorstellungen, diese Geschichten sind Leben, die gelebt wurden. Leben, von denen uns heute fünf Shoah-Überlebende persönlich erzählen werden.



Unser Besuch beginnt in einer kleinen Wohnstube mitten in Jerusalem. Auf Sofas und Stühlen sitzend werden wir von sechs vom Alter gezeichneten, aber freundlichen Augenpaaren begrüßt (eigentlich waren es sieben, aber man munkelt, dass eines bei Ankunft geschlossen war). Sie sitzen da mit nicht weniger als einem Lächeln, als unser bunter Haufen an Teilnehmern durch die Tür tritt, um genau hier von vergangenen dunkleren Kapiteln zu erfahren. Es liegt ein wenig Anspannung in der Luft. Viele wissen nicht, was sie erwartet oder wie man sich gegenüber Zeitzeugen verhält. Mit Demut? Mit Offenheit? Schuldig? Respektvoll? Eine Mischung aus allem? Alle Teilnehmenden sind zu Beginn zurückhaltend und finden sich recht schnell schüchtern auf ihren Plätzen ein. Man mag es nicht verwunderlich finden, immerhin kann jeder ahnen, dass die Leben, die diese Personen gelebt haben, so ganz anders sind als das, was man kennt. In einer Generation, die in einem Europa ohne Grenzen und Krieg vor der Tür aufwachsen durfte, in welchem Menschen (fast) immer ihre eigene Meinung, Religion und Überzeugungen leben dürfen, fragt man sich - wie kann man mit diesen Leben leben, die einige Zeitzeugen hinter sich haben?

Und genau diese Frage beantworten uns: *Anna, Sarah, Michael, Ariel* und *Yose*.



Anna

Den Anfang macht Anna, eine 80 Jahre alte Dame, die sehr zufrieden sitzend in ihrem Sessel auf Hebräisch losquasselt. Nach kurzer Unterbrechung unseres Reisebegleiters Uriels, der Anna freundlich bittet, etwas langsamer zu sprechen, um ihre Geschichten für uns auf Deutsch zu übersetzen, sind wir direkt in der Zeit des Zweiten Weltkriegs gelandet.

Anna war zu Beginn des Krieges im Jahre 1939 noch nicht auf der Welt. Ihre Mutter und ihr Bruder, der damals acht Jahre alt war, haben im Dorf Breikoff bei Annas Großmutter gewohnt. Anna erzählt mit zittriger Stimme, dass die Nazis eines Tages nach Breikoff kamen, um Annas Mutter und ihren Bruder aufgrund ihrer jüdischen Religion umbringen zu lassen. Mit leuchtenden Augen berichtet sie, dass sich jedoch die Dorfbewohner dagegen auflehnten, indem sie sagten „Wenn ihr sie umbringt, müsst ihr uns auch umbringen“. So wurden die beiden stattdessen ins Ghetto gebracht. Der schwere Weg und die Umstände sorgten dafür, dass Anna ihren großen Bruder nie kennenlernen wird. Eine Zeit später war Annas Mutter mit Anna schwanger. Bei der Geburt halfen ihr zwei Ukrainer, die Annas Mutter im Ghetto kennengelernt hatte. Die beiden Ukrainer gaben Anna ihren Namen. Anna erzählt uns, dass zu der Zeit eigentlich jüdische Kinder sofort umgebracht wurden. Deswegen musste Annas Mutter ihr Baby verstecken und hat sie seit der Geburt Anfang 1942 bis zum Ende des Krieges um ihren Bauch getragen und diesen so kaschiert, als wäre sie schwanger. Sie hatte bereits einen Sohn verloren und kämpfte bitterlich, um Anna zu beschützen. Eine nicht jüdische Frau, die selbst ein kleines Kind hatte, unterstützte sie, indem sie ihr Essen wie Kartoffelschalen oder Wurzeln brachte. So haben die beiden es geschafft, den Krieg zu überleben.

"Wenn ihr sie umbringt, müsst ihr uns auch umbringen"

Als der Krieg zu Ende ging, war Anna drei Jahre alt. Durch die Zeit im Versteck hat sie nicht sprechen gelernt und hatte auch nie geweint. So hatte man ihrer Mutter gesagt „Töte sie, aus ihr wird nichts mehr“. Doch Annas Mutter wollte Anna um alles in der Welt am Leben halten. Und so lebt Anna heute noch und wir konnten ein paar wunderschöne und sehr berührende Stunden mit ihr verbringen und von ihren Geschichten erfahren. Heute ist Anna 80 Jahre alt, kann wunderbar sprechen und ist eine sehr charmante Frau, deren Geschichte uns sehr berührt hat.

Michael

Auch Michael sitzt erwartungsvoll auf dem Sofa. Er wirkt mit seinem verschmitzten Lächeln wie ein fröhlicher, älterer Mann. Zur Begrüßung singt er uns ein Lied und wir alle merken, wie er uns damit in sein Herz aufnimmt. Im weiteren Verlauf der Begegnung wird Michael noch viele Male für und mit uns singen. Man bekommt den Eindruck, dass Michael mit dem Singen versucht, seine schreckliche Holocaust-Vergangenheit zu bewältigen.

Michael erzählt uns, dass er zu Beginn des Krieges sechs Jahre alt gewesen ist und damals erleben musste, wie die Deutschen seine Stadt, sein Zuhause in ein Ghetto verwandelt haben. In dieser Zeit waren seine Mutter, sein Bruder und er permanent hungrig und mussten sich von Wurzeln oder Kartoffelresten ernähren. Er kann sich noch gut daran erinnern, dass seine Mutter einmal das Wunder vollbracht und Plätzchen gebacken hat. Als er eines der Plätzchen im Mund hatte, verspürte er Schmerzen ob der Tatsache, dass er wieder nichts zum Essen haben werde, sobald er das Plätzchen herunterschlucken würde.

Im Ghetto hatte Michael ein weiteres Schlüsselerlebnis in einer der vielen Nächte, in denen die Nazis wieder Tür um Tür nach jungen Frauen gesucht haben. Seine Familie konnte den Besuchen der Nazis entgehen, indem seine Mutter alle mit einem Kopftuch eingewickelt hat und „Typhus, Typhus!“ geschrien hat, sobald sie einem Nazi die Tür geöffnet hatte. Die Tochter des inoffiziellen Ghetto-Leiters hatte dieses Glück nicht. Sie wurde von einem Deutschen mit einer Pistole bedroht und vor den Augen des Vaters auf einem Tisch vergewaltigt. Michael sieht die Bilder vom weinenden Vater, der seine Tochter nicht retten konnte, heute noch vor sich.



Über die Vergangenheit hat Michael lieber gesungen als gesprochen. Diese zwei Videos geben einen kleinen Einblick in seine Geschichte.



Auf die Frage hin, wie es ihm geht, lässt uns Michael tief in sein Herz blicken und erzählt uns, dass er den Holocaust nicht vergessen kann. Die Erinnerungen an die schrecklichen Tage von damals begleiten ihn sein Leben lang und drohen ihn jedes Mal zu überwältigen, wenn er die Augen schließt. Das Singen von Liedern und Sprechen über seine Geschichten mit uns ist wie eine Therapie für ihn.

Als eine andere Holocaust-Überlebende beginnt, ihre Geschichte zu erzählen, kann er nicht bleiben, zu groß sind die Qualen an die damit hochkommenden Erinnerungen von damals.

Obwohl Michael Unaussprechliches erlebt hat, zeichnet ihn sein Wunsch, uns nicht traurig zurücklassen zu wollen, aus. Zum Ende hin heitert er uns mit einem Lied auf und wird mit seiner Herzlichkeit für immer einen Platz in unseren Gedanken haben.

Sarah

Sarah ist zusammen mit ihrem Ehemann zu unserem Treffen gekommen und strahlt durch ihr Lächeln und auffallend gelbes Kleid, eine beeindruckende Liebenswürdigkeit und Güte aus. Sie selbst wurde während des Zweiten Weltkriegs geboren und kann sich selbst nicht an die Geschehnisse des Zweiten Weltkriegs erinnern. Stattdessen erzählt sie uns von ihren Erinnerungen an die Gespräche mit ihrer Mutter und Großmutter. Diese Erinnerungen zeichnen eine Familiengeschichte, an deren Ende nur noch ihre Mutter, Großmutter und Schwester überlebt haben. Als Teil dieser Geschichte war es für Sarah an diesem Tag wichtig, uns das Schicksal ihres Vaters näherzubringen. Dieser wurde am 15.05.1942 von den Nazis abgeholt und nach Deutschland gebracht.



Ihre Familie wurde ratlos zurückgelassen und wusste jahrelang nicht, was ihm passiert ist oder wo er sich aufhält. Sarah hat diese Unwissenheit ihr ganzes Leben begleitet, weswegen sie nach ihrer Ankunft in Israel über das Internationale Rote Kreuz nach ihrem Vater hat suchen lassen. Nach zweieinhalb Jahren kam am Geburtstag ihres Vaters der Antwortbrief des Roten Kreuzes mit der Information, dass ihr Vater im KZ Sachsenhausen ums Leben gekommen ist. Sarah hat diese grauenvolle Mitteilung sehr bewegt und sie über die ganze Woche hinweg um ihren Schlaf und Sprache gebracht. Während dieser Zeit hat sich bei ihr der Wunsch entfacht, einen Stein auf das Grab ihres Vaters zu legen und ihm so zu gedenken. Diesen Wunsch konnte sich Sarah drei Jahre zuvor mit einer befreundeten deutschen Familie erfüllen.

Für sie bleibt am Ende die Fassungslosigkeit darüber, wie ihr Vater als ein gesunder junger Mann mit einem guten Beruf umgebracht werden konnte. Sie kam für sich zu dem Schluss, dass Geschichte Geschichte ist, die heute nicht mehr verändert werden kann, man muss aber dafür Sorge tragen, dass sich eine schreckliche Geschichte nicht wiederholt. Für Sarah waren die Leiden des Zweiten Weltkriegs nicht mit dessen Ende vorbei, stattdessen verbrachte sie ein Leben in Hunger bis zu ihrem 16. Lebensjahr. Die Zeichen des Holocaust begleiten Sarah heute noch jede Nacht, in der sie mit brennendem Licht einschläft, weil sie sich ein halbes Jahr unter der Erde verstecken musste.

Ariel

Anschließend erzählt uns Ariel, ein großer schlanker Mann auf einem Krückstock stützend, seine Geschichte. Hier möchten wir vorab erwähnen, dass sich viele von uns vor unserer Begegnung mit den Zeitzeugen, Gedanken darüber machten, wie es wohl sein wird, wenn wir als Deutsche ihnen gegenüber treten. – „Werden sie uns akzeptieren?“ Diese Sorge nimmt uns vor allem Ariel. Er beruhigt uns, indem er uns mit seinen ersten Worten versichert, dass unsere Generation nicht schuld an den Geschehnissen von damals sei. Außerdem berichtet er uns, dass er selbst Familie und Freunde in Deutschland habe, zu denen er eine sehr schöne Beziehung pflegt.

Er selbst ist 1941 als Mitglied einer großen Familie in einem Ghetto geboren. Insbesondere berührt uns folgende Geschichte aus der Zeit im Ghetto: Ariels Mutter kam um, weil sie ein typhuskrankes Kind, das aus dem Zug geworfen wurde, mit zu ihnen nach Hause nahm und sich beim Pflegen ansteckte. Ariels Vater wurde vom sowjetischen Innenministerium Jahre lang eingesperrt und Ariel selbst wurde nach dem Krieg für zwölf Jahre wegen einer bis heute unklaren Anklage eingesperrt. Dank Gorbatschows Begnadigung ist er nach acht Jahren aus dem Gefängnis gekommen. Abschließend endet er mit den Worten, dass es ihm am wichtigsten ist, dass wir Interesse zeigen und wünscht uns, dass wir nie das erleben, was er erlebt hat.



Michael



Ariel

Yose und Inge

Jeder der teilnehmenden Holocaust-Überlebenden hat seinen eigenen, individuellen Umgang mit seinen oder ihren traumatischen Erlebnissen gefunden. Yose bspw., der rechts von Anna sitzt, spricht mit niemandem über den Holocaust, nicht mit seiner Frau, nicht mit seinen Kindern und auch nicht mit uns. Stattdessen hat er uns die Geschichte erzählt, wie seine Frau und er Inga vor 29 Jahren kennengelernt haben. Inge selbst kam vor 35 Jahren als Deutsche nach Israel, um Holocaust-Überlebende in Krankenhäusern zu pflegen und sie bei der Hausarbeit zu unterstützen. Im Jahr 2000 hat sie einen Verein gegründet, mit dem Ziel, sich um Holocaust-Überlebende zu kümmern. Mit diesem Verein hat sie ein Haus angemietet, was sie Überlebenden zur Verfügung stellt und sich dort um sie kümmert. Sie nennt es das warme Zuhause und organisiert kontinuierlich Freiwillige aus Europa, die sie bei der Versorgung unterstützen. Mit großem Erfolg gelingt ihr es, einsame Überlebende zusammenzubringen und ihnen wieder neue Kraft einzuflößen. Letztendlich wurde Inge Teil der Familie und für Yose ist sie sogar wie seine kleine Schwester.

Inge selbst erzählt uns auch etwas von Yoses Geschichte: Yoses Vater ist in Buchenwald ums Leben gekommen, weswegen Yose mit dreizehn Jahren fast alleine auf der Welt war. Er lernte später in seiner Heimat Ungarn vier weitere Jugendliche im Alter zwischen 13 und 14 Jahren kennen. Gemeinsam beschlossen sie, sich zu Fuß auf den Weg nach Palästina zu machen. Später sollten diese vier jungen Menschen als die vier Musketiere bekannt werden. Denn sie schafften es, mit nichts weiter als etwas Taschengeld und Brotzeiten von Ungarn bis nach Bratislava zu wandern. Dort wurden sie von der jüdischen Gemeinde aufgenommen und sind 1949 mit ihrer Unterstützung in Israel angekommen. Den Weg, den die vier Freunde entdeckt hatten, wurde später essenziell, um ungarische Juden evakuieren zu können und nach Israel zu bringen.



Als jeder Zeitszeuge seine/ihre kurze Geschichte zu Ende erzählt hat, sind es die Shoah-Überlebenden selbst, die Fragen an uns stellen. Was wir bereits gelernt haben über dieses Thema und was wir über die Zukunft denken, wollen sie wissen. Einige lange Momente herrscht Stille, bis sich die ersten trauen, ihre Perspektive zu teilen. Die Antworten sind so unterschiedlich wie die Geschichten der Überlebenden selbst. Von der Schulbildung bis hin zu persönlichem Interesse und Studieninhalten sowie natürlich den Erzählungen der eigenen Großeltern wird berichtet. Viele von uns erstaunt es, dass die Zeitszeugen mindestens genauso interessiert an uns, wie wir an ihrer Geschichte sind.

Die Stimmung ist dennoch nach wie vor bedrückend. Einigen Teilnehmenden sieht man ihre Tränen noch an. Wieder ist es Michael, der aufsteht und singt, denn 'singen sei besser als erzählen'. Er möchte nicht, dass wir traurig nach Hause gehen. Und das hat etwas Verrücktes. Da erzählen die Shoah-Überlebenden uns ihre Geschichte und sorgen sich dennoch um unser Wohlbefinden. Muss mehr gesagt werden? Inge fasst die Gespräche anschließend gut zusammen. Es war weder Bitterkeit noch Vorwürfe oder Hass in irgendeinem der Worte der Überlebenden. Mehrfach wird betont, dass man unserer Generation keine Schuld gibt, dass wir viel mehr jetzt dafür die Verantwortung tragen, daraus zu lernen. Immerhin sei es ein kleines Wunder, dass wir als deutsche Reisegruppe in den Wohnräumen von fünf Holocaust Überlebender zu Besuch seien, erklärt Ariel. Und wenn es das gibt, dann sei alles möglich.

Nach und nach werden wir aufgefordert, nicht nur zu singen, sondern auch zu tanzen. Auch wenn das im ersten Moment bei vielen für Verwirrung sorgt, stehen wir wenige Sekunden später gemeinsam Hand in Hand im Wohnzimmer und tanzen. Generationen, zwischen denen viele Jahre und eine Menge Weltgeschichte liegt. In einem Zimmer. Gemeinsam. Arm in Arm. Die wenigsten verstehen ihre Sprache untereinander - alle wissen, wie man tanzt. An diesem Nachmittag in Jerusalem reicht das. Es ist ein Schritt aufeinander zu. Im Takt zum Lied von Michael.

Anschließend gibt es nicht nur eine Stärkung für alle, sondern auch Einzelgespräche mit den Zeitszeugen. Die wenigsten sprechen eine Sprache, die jemand von uns versteht und trotzdem sitzen wir alle zusammen. Trinken Kaffee und essen Kuchen, den die Organisatoren für uns gebacken haben. Die ein oder andere Umarmung darf dafür nicht fehlen. Manche Dinge brauchen keine Worte. Für alles Weitere hilft Uriel. Für uns wird deutlich, dass obwohl die Shoah-Überlebenden in ihren Erzählungen stets hervorgehoben haben, wie wichtig es ist, dass ihre Geschichte nicht vergessen wird - in den persönlichen Gesprächen konzentrieren sich die Menschen lieber auf das Hier und Jetzt sowie die Zukunft. Die meisten erzählen voller Stolz von ihren Familien. Dora trägt sogar ihr Familienfoto gedruckt auf ihrem T-Shirt. Sie schauen nach vorne und werden deshalb nicht müde, auch uns immer wieder Gesundheit, Glück und Erfolg in unserem Leben zu wünschen. So sitzen wir lange Zeit zusammen. Auch wenn die Kuchen längst nicht aufgegessen waren und es noch viele Lieder zu singen gab. Nach einigen Stunden war es dennoch Zeit für uns, die Shoah Überlebenden zu verlassen.

Wir übergeben unsere mitgebrachten Geschenke aus Deutschland. Sagen Dankeschön in mindestens vier verschiedenen Sprachen und versuchen auszudrücken, was uns dieser Tag bedeutet hat.

Deswegen: Zurück zur Frage vom Anfang - wie lebt man nun mit diesen Leben ... weiter? Wir haben Michael kennenlernt, der von Herzen gerne seine Lieder von damals und heute singt und uns nicht nach Hause gehen lässt, ohne dass wir ihm auch ein Lied singen. Dann ist da Anna, die einen ganzen Zufluchtsort für Menschen mit Geschichten wie ihrer erschaffen hat - um zusammen zu verarbeiten. Oder auch Sarah, die nachts nur mit Licht schlafen kann, damit ihre Vergangenheit sie nicht einholen kann. Manchmal ist die wahre Antwort deshalb auch einfach „gar nicht“. Manchmal gehört zum Weiterleben auch das Schweigen, wenn das Erlebte zu schwer wiegt, um ausgesprochen zu werden. Das hinter sich lassen und nach vorne blicken ist in manchen Momenten wichtiger, als das Durchlebte immer wieder zu neu zu betrachten. Auch das durften wir an diesem Nachmittag lernen. Wieder einmal erkennen wir das Privileg unserer Generation, die Möglichkeit zu haben, mit Menschen, die diesen Teil der Geschichte erlebt haben, persönlich sprechen zu dürfen. Mehr denn je haben wir heute schätzen gelernt, dass diese Zeitzeugen überhaupt bereit sind, ihre Geschichte zu erzählen. Vielen ist es nicht leichtgefallen, über das Erlebte zu sprechen. Niemanden von uns ist es leichtgefallen, den Erzählungen zuzuhören. Die Taschentücher in den Händen der Teilnehmenden sprechen ihre eigene Sprache, denn hier in diesem kleinen Wohnzimmer, da reden wir nicht über 6 Millionen ermordeter Juden. Hier reden wir über die Familien von Anna, Sarah, Michael, Ariel und Yose, die in ihrem Leben Unglaubliches durchleben mussten und die uns trotzdem mit offenen Armen empfangen und am liebsten nicht mehr gehen lassen würden.

Was bleibt als Fazit: Wir sind mit Anspannung und vielen Fragen in diesen Raum voller fremder Menschen, die unglaubliche Geschichten zu erzählen haben, gekommen. Wir verlassen ihn in ihren Armen zum Abschied. Es war ein emotionaler Nachmittag.

Jemand sagt als Letztes zu uns:
„Danke, dass ihr mit offenem Herzen zu uns gekommen seid“
Wir sagen Danke an alle, dass ihr trotz all euren Geschichten eure offenen
Herzen nicht verloren habt.



Helen Dettmann, Alice Hachenburg & Christopher Beard

26.07.2022: BESUCH DER STÄNDIGEN AUSSTELLUNG IN YAD VASHEM

Nachdem wir die ersten Tage in Jerusalem vor allem kulturelle Programmpunkte und erste Gespräche mit Zeitzeug*innen hatten, stand am fünften Tag der Besuch der zentralen Holocaust Gedenkstätte Yad Vashem auf dem Programm. Yad Vashem befindet sich auf einem Hügel am Rande von Jerusalem und umfasst ein großes Gelände, worauf sich auch das Museum befindet, in dem die Ständige Ausstellung zur Holocaust-Geschichte zu finden ist. Die Ausstellung begann 1933 mit der Bücherverbrennung, erzählte die Zeit des nationalsozialistischen Regimes und endete mit den Geschichten der Opfer und der Überlebenden – in der Halle der Namen. Über diesen Zeitraum könnten ganze Doktorarbeiten geschrieben werden und das würde den Rahmen dieser Dokumentation definitiv sprengen, deshalb möchte ich mich hier auf ein paar Eindrücke beschränken, die für mich auf irgendeine Art besonders waren.

Wir wurden auf dem Gelände von unserem Guide Marc Neugröschel begrüßt und gingen dann alle gemeinsam Richtung Museum. Unser Weg führte uns zunächst durch die „Welcome Hall“, wo wir bereits ein Modell des kompletten Geländes begutachten konnten. Dort erklärte uns Marc zunächst einmal, wann und warum Yad Vashem überhaupt gegründet wurde. Nachdem im Jahr 1953 ein Gesetz beschlossen wurde, was die Erinnerung an die Opfer des Holocaust institutionalisieren und systematisieren sollte, wurde Yad Vashem zunächst als Bibliothek und Forschungszentrum gegründet. Das Ziel war es, Opfer und Überlebende des Holocaust ausfindig zu machen und ihre Namen und Geschichten aufzuschreiben. Hierfür wurden sogenannte Zeugnisseiten erstellt, die Betroffene des Holocaust oder deren Angehörige ausfüllen konnten und wodurch die Erinnerung an deren Geschichten am Leben erhalten werden sollte. Der Name „Yad Vashem“ lässt das Ziel dieser Gedenkstätte deutlich werden, denn er stammt aus einem Bibelvers und übersetzt heißt Yad Vashem „ein Denkmal und ein Name“. Mit diesem Namen soll das Versprechen an die Opfer gegeben werden, dass ihre Geschichten niemals vergessen werden und für immer in Erinnerung bleiben. Das Museumsgebäude ist aus Beton gebaut und wurde so in den Berg hineingebaut, dass es aussieht, als ob es in den Berg „hineinstecken“ würde. Mit diesem „Stich“ möchte der Architekt Moshe Safdie die Wunde symbolisieren, welche die Shoah in der jüdischen Bevölkerung hinterlassen hat. Beim Betreten des Gebäudes fiel sofort die außergewöhnliche Bauart auf, denn die Seitenwände aus Beton sind sehr schräg gebaut und laufen zu einem spitzen Dach zu, wodurch der Eindruck entsteht, als ob die Wände fast auf den Köpfen zusammenbrechen. Das ganze Gebäude steht sinnbildlich für den Holocaust. Die Glasspitze des Daches soll zum Beispiel zeigen, dass der Holocaust bei Tageslicht geschah und für alle sichtbar war, welche schlimmen Dinge passierten. Das Museum behandelt vor allem die Geschichte zwischen 1933 und 1948 und erklärt diese anhand von Texttafeln, Bildern und originalen oder nachgebildeten Artefakten.

Im Eingangsbereich des Museums liefen verschiedene kurze Videosequenzen, die das ganz normale jüdische Leben in Europa zeigten. Eine Gruppe von Kindern, die die heutige israelische Nationalhymne, die Hatikvah sangen, ein Kind, was in die Kamera winkte, Albert Einstein und viele weitere ganz normale Juden und Jüdinnen. Mit diesen Bildern möchte die Künstlerin Michal Rovner das Leben zeigen, was viele europäische Juden und Jüdinnen vor dem Zweiten Weltkrieg geführt haben und was durch die Shoah zerstört wurde. Yad Vashem hat sich das Ziel gesetzt, den vielen Opfern des Holocausts einen Namen und ein Gesicht zu geben und nicht einfach nur eine Nummer. Und mit diesem Ziel startet auch unser Weg durch die Geschichte des Holocaust.

Eine Frage, die sich auch heutzutage immer noch viele Menschen stellen ist: Wie kam Hitler überhaupt an die Macht? Wie konnte es so weit kommen? Gleich zu Beginn der Ständigen Ausstellung wurden die Grundlagen und -muster von Antisemitismus genauer erläutert und es wurde klar, dass dies Anfang des 20. Jahrhunderts keine neue Ideologie war. Bereits im Mittelalter ließen sich vor allem an christlichen Gebäuden viele antisemitische Darstellungen finden und diese Denkweise zog sich weiter durch die Geschichte. Nach dieser Ideologie müssen die Juden aus der Mitte der Gesellschaft entfernt werden und damit könnten dann alle Probleme gelöst werden.



Da während des Besuches keine offiziellen Bilder aufgezeichnet werden dürfen, beziehen sich diese Fotos auf die Bereitstellungen der offiziellen Websites von Yad Vashem.*

*<https://www.yadvashem.org/de/museum/holocaust-history-museum.html>

Bei den Darstellungen und Schriften wird schnell ein Grundsatz klar: Die Christen sind die Opfer und müssen sich von den Juden emanzipieren. Das unterscheidet sich ganz klar von rassistischen Motiven, denn dabei wird die westliche Bevölkerung ganz klar als „besser“ und „übermächtig“ verstanden und das Ziel ist die Belehrung und Beherrschung der restlichen Bevölkerung. Diese Unterscheidung von Rassismus und Antisemitismus ist sehr wichtig, um viele Ereignisse in der Geschichte verstehen und einordnen zu können. Die jüdische Bevölkerung stellte für die Nationalsozialisten das moralische Gegenbild zum Christentum dar und wurde für die feindlichen Ideologien des Kommunismus und des Kapitalismus verantwortlich gemacht.

Zunächst startete die Umsetzung der nationalsozialistischen Ideologie mit dem Boykott jüdischer Geschäfte. Mit Parolen wie „Kauft nicht beim Juden“ oder „Deutsche wehrt euch!“ versuchten die Nationalsozialisten die Ausgrenzung der Juden aus dem normalen Alltagsleben voranzutreiben. Einen ersten schrecklichen Höhepunkt fand das Ganze in der Reichspogromnacht am 9. November 1938, wo Synagogen angegriffen und zerstört wurden und in diesem Zuge das erste Mal Juden verhaftet wurden, einfach nur, weil sie Juden waren. In dieser Nacht wurden 30.000 Juden und Jüdinnen verhaftet und allein 10.000 davon wurden in das Konzentrationslager in Dachau gebracht.

Bis dahin wurde die jüdische Bevölkerung in Deutschland Stück für Stück aus dem Alltagsleben ausgeschlossen. Besonders eindrücklich dargestellt wurde diese Tatsache im Museum in Yad Vashem durch ein Zimmer, das eingerichtet ist wie ein ganz normales jüdisches Wohnzimmer vor 1938. Auf den ersten Blick sieht das Zimmer wie ein ganz normales Wohnzimmer der 1930er Jahre aus, dass es jüdisch ist fällt erst durch die Chanukkia auf. Die absurde Lebensrealität der Juden in Deutschland fällt aber erst auf, wenn man durch das nachgeahmte Fenster an der Chanukkia vorbeiblickt. Dann erkennt man eine Hakenkreuzflagge, die an einem Gebäude auf der anderen Straßenseite hängt. Dass hier ein zentrales jüdisches Symbol so nah bei einem zentralen nationalsozialistischen Symbol steht, zeigt die Stück für Stück Ausgrenzung, Zurückdrängung und Einschüchterung der Juden in Deutschland.



Da während des Besuches keine offiziellen Bilder aufgezeichnet werden dürfen, beziehen sich diese Fotos auf die Bereitstellungen der offiziellen Websites von Yad Vashem.*

*<https://www.yadvashem.org/de/museum/holocaust-history-museum.html>

Bis zu diesem Punkt standen vor allem antisemitische Inhalte im Fokus der Nationalsozialisten. Dies änderte sich mit dem Einmarsch der Wehrmacht in Polen am 1. September 1939. Die außerordentlich brutale Blitzkrieg-Strategie der Nationalsozialisten, mit der sie möglichst schnell und brutal vorrücken wollten, vereinte in Polen erstmalig rassistische und antisemitische Ziele. Der Plan war es, das Land von den „minderwertigen Slawen“ zu befreien und dort ein neues, ein idealisiertes Deutschland zu errichten. Mit dieser Utopie ging die brutale Demütigung der Bevölkerung einher. Sinnbildlich dafür steht ein Foto in der Ausstellung, was von einem deutschen Soldaten gemacht wurde und wie eine Art Selfie aussieht. Darauf zu sehen ist eine Gruppe von Soldaten der Wehrmacht, die einen Rabbiner festhalten und ihm den Bart abschneiden. Alle Soldaten auf dem Bild lachen, als ob sie ein Urlaubsfoto schießen würden.

Mit dem Einmarsch in viele westeuropäische Länder 1940 stellte sich den Nationalsozialisten die Frage, was mit der jüdischen Bevölkerung weiter passieren soll. Überlegungen, sie nach Madagaskar zu schicken, scheiterten, da der Seeweg durch Großbritannien versperrt wurde. Daraufhin fand eine Ghettoisierung in den Städten statt und die jüdische Bevölkerung musste in diesen abgegrenzten Bereichen unter schlimmsten Bedingungen auf engstem Raum zusammengepfercht leben. In der Ausstellung fanden sich in einem extra Raum viele Fotos und Bilder zum Warschauer Ghetto. Mitten durch den Raum führt ein Weg mit originalen Pflastersteinen aus dem Ghetto. Auch die Straßenlaternen und die Parkbank, die am Rand des Raumes stehen, sind original. In Warschau gab es das mit Abstand größte Ghetto, denn ein Drittel der Bevölkerung war jüdisch. Diese Größe hatte zur Folge, dass ca. 1 Millionen Juden und Jüdinnen an den schlechten Lebensbedingungen im Ghetto verstorben sind.

Durch die Größe des Ghettos wurde jedoch auch ein vielfältiges kulturelles Leben dort ermöglicht. So gab es verschiedene Musikcafés, eine Kunstschule und vieles mehr. Auch der bekannte Autor und Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki lebte im Warschauer Ghetto. Mit dem Einmarsch in die Sowjetunion 1941 begann der grausame Völkermord an der jüdischen Bevölkerung. Aus Sicht der Nationalsozialisten stellte die Sowjetunion den ultimativen politischen Gegner dar und das Ziel wurde deutlich: Das jüdisch-bolschewistische System sollte vernichtet werden. Die nichtjüdische Bevölkerung vor Ort arbeitete zunächst teilweise mit den Nationalsozialisten zusammen, da sich die Deutschen als Retter vor der Sowjetunion darstellten und sich viele eine Befreiung vor sowjetischer Unterdrückung erhofften. So versuchten die Nationalsozialisten dann auch mit arabischen Regionen zu kollaborieren und sich als Befreier von den Briten und den Israelis darzustellen. In den Fokus der nationalsozialistischen Politik rückte jedoch immer mehr die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung, die mit unzähligen Massenerschießungen bereits begonnen hatte. Auf der Wannseekonferenz am 20. Januar 1942 sollte diese Vernichtung dann weiter geplant, organisiert und strukturiert werden. Auf einer Abbildung eines Originaldokuments in der Ausstellung sind alle Länder in einer Tabelle aufgelistet und daneben die Zahl der darin lebenden Juden. Diese Liste wurde auf der Konferenz erstellt und sollte zur Planung des Holocausts dienen. Ab diesem Zeitpunkt wird das Ziel der kompletten Vernichtung der jüdischen Bevölkerung deutlich. Daraufhin wurden auch Vernichtungslager wie Auschwitz errichtet.

Im Museum in Yad Vashem gibt es eine Abbildung des Vernichtungslagers von Auschwitz. Dort sind neben Fotos vom Gelände die verschiedenen, teilweise unterirdischen Räume dargestellt und bei der Betrachtung wird das Ausmaß der Grausamkeit des Ganzen bewusst. Marc erklärte uns, wie die Menschen in Gruppen in die Räume gelockt wurden, mit der Aussicht, sich duschen und waschen zu können. An diesem Beispiel wird die psychologische Täuschung deutlich, die seit Beginn von den Nationalsozialisten eingesetzt wurde. Die Menschen mussten sich ausziehen und ihre Kleider an nummerierte Haken hängen. Ihnen wurde sogar gesagt, dass sie sich unbedingt die Nummer ihres Kleiderhakens merken sollten – natürlich war den Soldaten bereits klar, dass die Menschen nicht mehr lebend aus den „Duschräumen“ kommen würden. Sie wurden dort nämlich eingesperrt und durch ein Fenster wurde das Gift Zyklon-B in den Raum geworfen. Nach einem grausamen Überlebenskampf erstickten die Menschen nach ca. einer halben Stunde an den giftigen Gasen. Daraufhin wurden die toten Körper in den Krematorien verbrannt. Dieser Massenmord lief absolut industriell und fast wie am Fließband ab und die Öfen der Krematorien liefen Tag und Nacht. Luftaufnahmen des Vernichtungslagers, die von der US-Armee gemacht wurden, zeigen, dass das Vernichtungslager bereits vor der eigentlichen Befreiung bombardiert hätte werden können. Außerdem gab es Kommunikationskanäle aus dem Lager heraus, die Alliierten Mächte wussten also, was in den Vernichtungslagern vor sich ging – andere politische Ziele waren jedoch zunächst wichtiger.

Aus Sicht der Nationalsozialisten wäre die Zwangsarbeit der jüdischen Bevölkerung wirtschaftlicher gewesen als die Ermordung, dass jedoch trotzdem eine Vernichtung stattgefunden hat, zeigt, wie absolut diese Ideologie war. Teilweise wurden sogar Züge für die Deportation verwendet, die eigentlich viel dringender für die Versorgung der Soldaten an der Front gebraucht worden wären. Für die Menschen in den Lagern fand spätestens ab der Deportation eine komplette Entmenschlichung statt, und sie mussten teilweise jede Moral über Bord werfen, um selbst überleben zu können. Manche der Gefangenen nutzten auch psychologische Tricks, um am Leben zu bleiben. An einer Wand des Museums sind einige Gegenstände dargestellt, die Personen halfen zu überleben. So zum Beispiel ein Rougepad, womit sich Roza Sperling und ihre Tochter Miriam schminken konnten, um bei der Selektion gesünder auszusehen und für die Zwangsarbeit eingeteilt zu werden und nicht für den Tod – beide überlebten und wurden 1945 von der Roten Armee befreit. Einen anderen Überlebensweg wählte Yehudith Aufrichtig mit ihren Freundinnen. Sie fantasierten über Essen, um sich im Lager in Ravensbrück vom ständigen Hunger abzulenken. Diese Rezepte, von denen sie träumten, schrieben sie in ein Rezeptbuch. Auch Yehudith überlebte und starb erst 2003 in Israel. Viele dieser Menschen wurden ab 1944 auf die sogenannten Todesmärsche geschickt. Nachdem die Feinde der Nationalsozialisten sie immer weiter nach Westen drängten, wurden die Konzentrationslager teilweise aufgelöst und die Wehrmachtsoldaten liefen mit den Gefangenen Richtung Westen. Unzählige Menschen starben auf diesen Märschen an Kälte, Hunger, Erschöpfung oder wurden erschossen. Nur wenige schafften es bis zum Ende des Krieges zu überleben oder zu fliehen. Eine Person, der es gelang, von einem solchen Todesmarsch zu fliehen, ist Herta Goldmann, von der ein Video im Museum zu sehen ist und die wir nur ein paar Tage nach dem Besuch des Holocaust-Museums treffen durften.

Nach der Befreiung der Konzentrations- und Vernichtungslager und nach dem Ende des Krieges waren viele Juden und Jüdinnen aber noch nicht wirklich frei. Sie kämpften mit psychischen und körperlichen Krankheiten und gegen den immer noch herrschenden Antisemitismus. Für die meisten war es nicht möglich, einfach wieder in ihr altes zu Hause zurückzukehren und auch eine Auswanderung wurde ihnen oftmals sehr schwer gemacht. Es galt also eine neue Heimat für die jüdische Bevölkerung zu finden und dort endlich in Frieden leben zu können. Viele Juden flohen mit der Hoffnung auf ein solches Leben nach Israel und kurz vor Ende der Ausstellung war erneut ein Video von einem Kinderchor zu sehen, was die Hatikvah sang. Die heutige israelische Nationalhymne steht für eben diese Hoffnung auf eine neue Heimat, wo Frieden herrschen soll. Das war für mich persönlich ein sehr emotionaler Moment, da dieser Gesang des Chors wirklich berührend war. Genau in diesem Moment lief im Museum ein kleiner Junge an mir vorbei, der die Hatikvah mitgesungen hat, was mich noch mehr rührte, da es für mich eine Verbindung der Vergangenheit und der Gegenwart war.



Der letzte Raum des Museums ist die „Halle der Namen“, ein runder Raum, an dessen Wände riesige Regale angebracht sind, die zum großen Teil mit Ordnern gefüllt sind. Darin befinden sich die Zeugnisseiten mit den Namen und Geschichten der Opfer der Shoah. Bereits 2,7 Millionen solcher Seiten sind gefüllt mit 4,7 Millionen Namen. Immer noch finden weitere Forschungen dazu statt und es kommen immer noch neue Namen und Geschichten hinzu, auch wenn es mit der Zeit langsamer vorangeht. Teile der Regale an der Wand sind zwar noch frei, aber auch hier ist das Ziel, den Platz zu füllen und vor allem die bereits gefüllten Plätze niemals zu vergessen. Mit diesem Vorsatz, die Geschichten weiterzutragen und niemals zu vergessen, verließen wir das Museumsgebäude und konnten im Ausgangsbereich eine wunderschöne Aussicht auf Jerusalem genießen. Die Zukunft liegt wie Jerusalem offen vor uns und es ist an uns allen, sie mitzugestalten. Wir müssen die Augen offenhalten und gegen Ungerechtigkeiten eintreten, vor allem aber müssen wir die gehörten und gelesenen Geschichten und Namen weitertragen, da die Personen selbst es irgendwann nicht mehr tun können!

26.07.2022: CAMPUSFÜHRUNG IN YAD VASHEM

Der Gedenkort Yad Vashem entstand aus dem Bedürfnis heraus, die Geschehnisse des Holocaust aufzuzeichnen, sodass das Archiv bereits 1946 seine Arbeit aufnehmen konnte. In den sogenannten Yad Vashem Gesetzen von 1953 wurde diese Arbeit noch einmal durch das israelische Parlament gesetzlich verankert. In dieser frühen Phase nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, waren Hinterbliebene und Überlebende noch in einem allgemeinen Schockzustand. Die Last der Geschehnisse erzeugten das Bedürfnis, einen Ort der Erinnerung zu erschaffen. So wurden in dem bis dorthin als Archiv und zur Forschung genutzten Museum eine der ersten Erinnerungsstätten in Israel. 1961 weihte Yad Vashem die Halle der Erinnerung (House of remembrance) ein, die erste Holocaust-Gedenkstätte, die in Yad Vashem auf dem Berg der Erinnerung errichtet wurde. Die Halle ist ein imposantes Bauwerk mit Wänden aus Basaltbrocken, die aus der Umgebung des Sees Genezareth abgebaut wurden, sowie einem eckigen Dach, das ihm eine zeltartige Form verleiht. Auf dem Mosaikboden des Gebäudes sind die Namen von 22 der berühmtesten Nazi-Mordstätten eingraviert, die stellvertretend für die vielen Vernichtungs-, Konzentrations- und Durchgangslagern stehen, die es in ganz Europa von den Nazis errichtet worden sind.

*„Eine Gedenkflamme brennt
beständig hinter einer
Steinplatte, unter der die
Asche von Opfern der
Vernichtungslager begraben
ist.“*

Offizielle Website von
Yad Vashem



Die „Ewige Flamme“, die von einem Sockel brennt, der wie ein zerbrochener Bronzekelch geformt ist, beleuchtet die Halle kontinuierlich; ihr Rauch verlässt das Gebäude durch eine Öffnung am höchsten Punkt der Decke. Unter der davorliegenden Steinplatte befindet sich die Asche von Opfern der Shoah. Die Halle der Erinnerung ist bis heute ein zentraler Ort des Gedenkens und dient als wichtigster Ort für Gedenkzeremonien in Yad Vashem. Aus der heutigen Perspektive kann man die Halle der Erinnerung als Beginn einer kollektiven Traumaverarbeitung sehen. Die Symbolik der Architektur verdeutlicht hier die Schwere der Last, die auf den Überlebenden der Shoah liegt. Zentral wird zum Anfang der Erinnerungskultur in Yad Vashem noch der großen Gruppe an Menschen gedacht, die von den Nazis ermordet wurden. Im Laufe der letzten Jahre wandte man sich jedoch zunehmend dem einzelnen Menschen zu, um somit dem großen Grauen ein Gesicht zu geben.

Auf unserem Weg in das „Tal der Gemeinden“ sind uns die vielen Bäume aufgefallen, die links und rechts des Weges standen. Unser Referent Dr. Marc Neugröschel erklärte uns dann, dass jeder einzelne Baum für einen Menschen steht, der zur Zeit des Holocausts einem Juden geholfen hat, ohne dafür etwas zu verlangen oder einen Nutzen daraus zu ziehen. So wurde auch lange in Yad Vashem darüber diskutiert, ob Oskar Schindler als „Gerechter unter den Völkern“ ausgezeichnet werden sollte, da viele Juden in seiner Firma arbeiten mussten und somit zu seinem finanziellen Vorteil ausgebeutet worden sind. Die Wandlung von Oskar Schindler zum Retter vieler Juden hat erst zu einem späteren Zeitpunkt stattgefunden, was viele der sog. Schindler-Juden dazu bewegt hat, das entsprechende Gremium davon zu überzeugen, dass Oskar Schindler doch noch als „Gerechter unter den Völkern“ auszuzeichnen sei.

Unser nächster Halt war das „Tal der Gemeinden“, wo an die vielen jüdischen Gemeinden erinnert werden soll, die von den Nazis in ganz Europa vernichtet worden sind. In diesem nachgestellten Steinbruch sind in großen Steinblöcken die Namen von mehr als 5000 jüdischen Gemeinden eingemeißelt worden, was uns alle doch sehr beeindruckte.



Wir begaben uns auch auf die Suche nach einer jüdischen Gemeinde, die sich in der Nähe unserer Heimatstadt Gladbeck befindet, und stießen dann auf die jüdische Gemeinde von Dorsten. Das Tal der Gemeinden wurde aufgebaut wie eine Karte von Europa. Die Städte waren chronologisch angeordnet und auf den Tafeln untereinander eingetragen. Das Tal wirkte wie ein gut durchdachtes und gestaltetes Labyrinth, in dem man sich auch schnell verlaufen könnte.

Nach diesem beeindruckenden Ort der Erinnerung führte uns Marc zum nächsten Gedenkort auf dem Campus der Gedenkstätte, „Der Weg in den Untergang“!



Dabei handelt es sich um einen originalen Viehwagen, der als Mahnmal für die Millionen von Juden errichtet wurde, die in Viehwaggons eingepfercht und von überall in Europa in die Vernichtungslager deportiert wurden. Dieser originale deutsche Viehwagon, der in Yad Vashem von der polnischen Regierung übergeben wurde, steht im Mittelpunkt der Denkmalstätte. Marc erzählte uns, dass in diesen Viehwagen oftmals bis zu 100 Menschen und mehr eingesperrt wurden. Ohne Essen, Trinken und sanitären Anlagen mussten diese Menschen oft tagelang bei großer Hitze oder bitterer Kälte den Transport in die Konzentrationslager aushalten. Viele Menschen sind unter diesen Bedingungen schon bereits in den Waggons gestorben.

Der Waggon steht etwa in 4-5 Meter Höhe auf Eisenbahnschienen. In Fahrtrichtung sind die Schienen nach einigen Metern abgebrochen; dies soll den Weg in den Untergang, den die deportierten Juden erwartete, symbolisieren. Für uns war dieser Ort sehr emotional, da wir uns überhaupt nicht vorstellen konnten, wie Menschen diese unerträgliche Situation aushalten konnten.



Das nächste Denkmal auf unserem Weg über den Campus war das Denkmal für den jüdischen Aufstand im Warschauer Ghetto. Das Denkmal für diesen Aufstand im Warschauer Ghetto ist genau genommen das älteste Denkmal in der Gedenkstätte Yad Vashem und eine Kopie. Das Original wurde 1947 vom jüdischen, in Warschau geborenen Bildhauer Nathan Rapaport in Zusammenarbeit mit Leon Marek Suzin in heutiger Gestalt entworfen. Die Enthüllung erfolgte am 19. April 1948 in Warschau. Das Ehrenmal besteht aus einer elf Meter hohen steinernen Stele mit einer bronzenen Skulpturgruppe in der Mitte, flankiert von zwei bronzenen Menorahs.

Marc erklärte uns die Bedeutung der Darstellung, die in diesem Fall sehr heroisch ausfällt. Nach dem Krieg wurden die Menschen in den Vordergrund gestellt, die während des Krieges Widerstand leisteten. Den Opfern wurde zunächst wenig bis gar keine Beachtung geschenkt. Im Zentrum der Skulptur steht in diesem Falle eine der führenden Personen des Aufstands – Mordechaj Anielewicz.

Am 19. April 1943 brach im Warschauer Getto ein Aufstand aus. Getragen wurde der Aufstand von der Jüdischen Kampforganisation unter der Leitung von Mordechaj Anielewicz, dem Jüdischen Militärverband und anderen Organisationen. Der Aufstand im Warschauer Ghetto war die Reaktion auf Heinrich Himmlers Befehl über die Auflösung des Warschauer jüdischen Wohnbezirks im Rahmen der sogenannten „Endlösung der Judenfrage“. Der Aufstand hatte von Anfang an keine Chancen auf einen Erfolg. Der Kampf der Juden sollte der Welt zeigen, dass die Juden kämpfen konnten und sich nicht widerstandslos wie „Lämmer zur Schlachtbank“ führen lassen wollten. Der Aufstand wurde für das ganze jüdische Volk zu einem bedeutendsten und symbolischen Ereignis. Am 16. Mai 1943 meldeten die Deutschen die Niederschlagung des Aufstands. Alle Beteiligten wurden sofort getötet oder in Vernichtungslagern deportiert. Der jüdische Wohnbezirk wurde dem Erdboden gleichgemacht.

Der letzte Programmpunkt auf unserem Rundgang über den Campus war auch gleichzeitig der Traurigste. Hierbei handelt es sich um das Mahnmal für die von den Nazis ermordeten jüdischen Kinder. Mit dieser beeindruckenden Gedenkstätte, ausgehoben aus einer unterirdischen Höhle, soll der 1,5 Millionen jüdischer Kinder gedacht werden, die der Ideologie der Nazis zum Opfer fielen. Beim Gang durch die fast völlig dunkle Gedenkstätte hörten wir im Hintergrund die Namen der ermordeten Kinder, ihr Alter und ihr Herkunftsland. Das Endlosband braucht ungefähr drei Monate, um alle Namen der ermordeten Kinder wiederzugeben.

Das Innere der Gedenkstätte ist komplett verspiegelt und reflektiert das Licht von insgesamt nur 5 Kerzen, die sich im Zentrum der Installation befinden. Durch die tausendfache Spiegelung dieser 5 Kerzen wird eine enorme Größe in diesem Raum erzeugt, die symbolisch für die vielen ermordeten Kinder steht und damit wohl eine der schändlichsten Vernichtungstaten des Holocaust darstellt.

Für uns alle in der Gruppe war insbesondere das Mahnmal für die ermordeten Kinder eine sehr emotionale Erfahrung, die uns alle noch lange begleiten wird. Einige haben geschwiegen, alle waren sehr nachdenklich. Die Gedanken, die sich an diesem besonderen Ort zwangsläufig entwickeln, schnürten einem im wahrsten Sinne des Wortes die Kehle zu. Dabei war klar, dass jeder das Erlebte auf seine eigene Art verarbeitet. Das Gespräch in der Gruppe hat uns anschließend sehr geholfen, mit unseren Empfindungen und Gedanken besser klar zu kommen.

Die Tage in Yad Vashem waren für uns sehr emotionale, lehrreiche und informative Tage. Wichtig wird für uns sein, dass wir in Zukunft mit dem Holocaust nicht „nur“ die Zahl von 6 Millionen ermordeter Juden verbinden, sondern auch die vielen persönlichen Schicksale, die mit dieser Zeit des Terrors verbunden sind.

27.07.2022: TAG 2 IN YAD VASHEM

AUSSTELLUNG „FOTOGRAFIE ZUR ZEIT DER HOLOCAUST / SHOAH“

Die Fotografieausstellung ist chronologisch aufgebaut und beansprucht die Multiperspektivität des komplexen Themenbereiches der Fotoquellen zur Zeit des Nationalsozialismus darzustellen. Sowohl propagandistische Bildquellen und Zeitschriftenartikel der Nationalsozialisten als auch Fotografien aus den Ghettos, die von Juden selbst fotografiert wurden, werden als Exponate ausgestellt.

Zu Beginn wird jedoch ein kurzer Überblick über die Geschichte der Fotografie gegeben. Dies ermöglichte den Besucher*innen die Ausstellungsobjekte besser einzuordnen.

Es folgen historische Quellen, die antisemitische Parolen beinhalten. Unter anderem wurden einige exemplarische Titelseiten der Wochenzeitung „Der Stürmer“ ausgestellt. Julius Streicher (1885-1946) war Herausgeber der antisemitischen Zeitung und im späteren Verlauf auch Leiter des „Zentralkomitees zur Abwehr der jüdischen Greuel- und Boykotttette“. Bei den Titelseiten des Stürmers handelt es sich allerdings um Kopien. Die Originale befinden sich im Stürmer-Archiv in Nürnberg.



PROPAGANDA

Ausschnitte des antisemitischen Propagandafilms „Der Jude im Regierungsbezirk Zichenau“, der im Jahr 1940 gedreht wurde, konnten gesehen werden.

Vor allem wurde ein Fokus auf Helena „Leni“ Riefenstahl (1902-2003) gelegt. Die deutsche Filmregisseurin und Drehbuchautorin produzierte Filme im Auftrag der NSDAP. Die Dokumentation „Olympia“ dokumentierte die Olympischen Sommerspiele im Jahre 1936 in Berlin. Er beinhaltet propagandistische und ideologische Elemente.

Neben propagandistischen Fotografien sind auch private Aufnahmen der deutschen Zivilbevölkerung, die die Verbreitung der antisemitischen Ideologie deutlich machen, vorhanden. Beispielsweise wurde ein Foto während des Karnevals im Jahre 1938 in Nürnberg aufgenommen.

Einprägsam waren vor allem die fotografischen Quellen, die in den Ghettos entstanden sind. Die Nationalsozialisten beauftragten den Judenrat, das Leben der Juden in den Ghettos zu dokumentieren. Hierbei muss festgehalten werden, dass diese Fotos im Auftrag der Nationalsozialisten gemacht wurden und somit auch als Fotos aus der Täterperspektive benannt werden können. Diese Fotos wurden zum Teil zu Propaganda Zwecken im Dritten Reich. Es wurden aber auch private Fotografien aufgenommen und entwickelt. Hier sind die Fotografen Henryk Ross und Mendel Grossman zu nennen. Zudem ist wichtig zu erwähnen, dass Ross und Grossmann, zum einen im Auftrag der Nationalsozialisten agierten, um Fotos für die Propaganda der Deutschen zu machen und zum anderen machten sie ebenfalls private Aufnahmen, um das Schicksal der jüdischen Bevölkerung und das Leid zu dokumentieren. Grossman war im Ghetto in Łódź. Łódź war ein Ghetto, das eine hohe Bedeutung für das nationalsozialistische Wirtschaftssystem hatte.

Die Ausstellung schließt mit Fotografien der Alliierten (insbesondere amerikanische und sowjetische Fotos) ab. Diese wurden durch die Alliierten bei der Befreiung der Konzentrations-, Vernichtungs- und Arbeitslager von den Befreiten aufgenommen.



HAROLD HERSHEY

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es den Ausstellern gelungen ist, die unterschiedlichen Perspektiven während des Nationalsozialismus einzufangen. Sowohl die sogenannten Täterfotografien wurden kontextualisiert, aber auch jüdische Fotografien wurden in ihren Entstehungskontext eingebettet.

Die Fotoausstellung vermittelte uns die Grausamkeit des Holocausts. Insbesondere der Alltag der Jüdinnen und Juden wurde durch die Fotos sehr greifbar. Obwohl es so schreckliche Bilder waren, war es für uns sehr bedeutend, ein Stück weit durch die Augen der Fotografen sehen zu dürfen.

ANTISEMITISMUS-VORTRAG

Der Titel des Vortrags lautete: Antisemitismus. Vom Antijudaismus der Spätantike zum modernen Völkermord an den Juden. Gehalten wurde dieser Vortrag von Marc Neugröschel, der in diesem Bereich letztlich promovierte. Der Vortrag war sehr aufschlussreich und beinhaltete viele verschiedene Informationen. Ziel war es, die Geschichte der Judenverfolgung darzustellen, zu verstehen und insbesondere die historischen Parallelen zur Judenfeindlichkeit während des Holocausts zu ziehen.

Der Vortrag beschäftigte sich mit der Frage, was der Antisemitismus bedeutet, was der geistesgeschichtliche Kontext des Antisemitismus ist und ob man diesen auf einen Diskriminierungsprozess reduzieren könne. Die übergreifende These des Vortrags war, dass der Antisemitismus sich im Laufe der Jahrhunderte wandelt und an die gegebene Zeit anpasst. So wäre die Annahme von Monika Schwarz-Friesel zu nennen. Die Autorin kommt zu dem Entschluss, dass sich Antisemitismus wie „ein Chamäleon“ verhält, welches sich an seine äußeren Umstände anpasst.

Der Beginn des Antisemitismus bzw. der Feindlichkeit gegenüber der jüdischen Bevölkerung findet seinen Ursprung im frühen Christentum. So müsste man sich auch den Ursprung der Christenheit anschauen. Zugespielt könnte man sagen, dass das Christentum eine Art Reform des Judentums war. Mit dem Beginn des Christentums beginnt die Ausformung des Feindbildes des Judentums, welches in der Spätantike geprägt wurde. Das Hauptproblem, welches zwischen Juden und Christen herrschte, war die Auferstehung Jesu, weil die Juden dieses wichtige Ereignis nicht glauben. So habe Jesus in dem 8. Buch des Johannes Evangelium zufolge behauptet, dass es die Juden seien, die ihn töten wollten und dass sie die Kinder des Teufels seien. So ist schon im frühen Christentum eine moralische Abgrenzung zu den Juden zu erkennen. Mit dem Konzil von Nicäa 325 n. Chr. unter Kaiser Konstantin I., welcher der erste getaufte Kaiser war, wurde das Bild der vermeintlich bösen Juden noch weiter verstärkt, denn auf dem Konzil von Nicäa wurde die Dreifaltigkeit von Gott beschlossen. So sei Gott nicht nur Gott selbst, sondern auch der Heilige Geist und Jesus. Dies bedeutet, dass die Juden den Gott der Christen nicht anerkannten.

Dass das Feindbild in der Spätantike wurzelt, ist auch an dem Briefwechsel mit dem Bischof von Mailand, Ambrosius und dem Kaiser des Imperium Romanum, Theodosius zu erkennen. Nachdem 388 das erste antijüdische Pogrom stattfand und dabei die Synagoge zerstört wurde, wollte der Kaiser Theodosius diese wieder aufbauen. Doch der Bischof Ambrosius war gegen den Wiederaufbau der Synagoge und nannte die Gründe dafür in einem Brief an den Kaiser. Zudem wurde unter Kaiser Theodosius das Christentum zur Staatsreligion erklärt, was zur Verbreitung des Christentums führte. Mit fortlaufender Verbreitung des Christentums verfestigte sich das Feindbild des Juden.

Es entstand das Bild, dass die jüdische Bevölkerung Magier seien, die den Teufel beschwören würden. So entwickelte sich bspw. die Vorstellung, dass Juden Ritualmorde durchführten. Ein frühes Beispiel dafür ist die Darstellung des angeblichen jüdischen Ritualmordes an Simon von Trent. So etablierte sich das Bild, dass die jüdische Bevölkerung an jedem Karfreitag Kinder töten würde, um klar zu machen, dass sie die Auferstehung Jesu nicht anerkennen würden. Durch dieses amoralische Verhalten entwickelte sich die Vorstellung, dass das Christentum dem Judentum moralisch überlegen sei. Zudem verbreiteten sich im Imperium Romanum und mit der Ausbreitung des Christentums eine Vielzahl von Motiven, die im Laufe der Jahrhunderte immer wieder auftauchten, um Juden zu beschreiben. Dazu zählten beispielsweise die Motive der Sauferei und Fettleibigkeit. Auch die Vorstellung des Ritualmordes zieht sich durch die Jahrhunderte. Diese Motive und auch andere, welche im Folgenden noch beschrieben werden, tauchen in der Zeit des Nationalsozialismus ebenfalls wieder auf. Darunter zählt die Kennzeichnung von Juden.

Unter Innozenz III. wurde auf dem vierten Laterankonzil 1215 zum ersten Mal beschlossen, dass Juden gekennzeichnet werden mussten. Dies war nicht zuletzt deshalb der Fall, weil sich die jüdische Bevölkerung äußerlich nicht von der christlichen unterschieden. Im Rahmen der Kreuzzüge und der weiteren Verbreitung des Christentums wuchs die Judenfeindlichkeit in der Bevölkerung, was dazu führte, dass es im Laufe der Zeit immer wieder judenfeindliche Pogrome gab.

Im Zuge der Reformation, die insbesondere durch Martin Luther geprägt wurde, kam es ebenfalls zu einer weiteren Verbreitung von Judenfeindlichkeit. So veröffentlichte Luther bspw. 1543 das Werk „Von den Juden und ihren Lügen“. Luther war eine sehr wichtige Person dieser Zeit. Weil er die Bibel übersetzte und den Menschen in gewisser Weise auch den Zugang der Heiligen Schrift eröffnete, glaubten viele Menschen seinen judenfeindlichen Behauptungen. Somit wurde die jüdische Bevölkerung immer mehr Opfer von Unterdrückung und Verfolgung.

Dies ist auch einer Karte zu entnehmen, bei der die Juden aus diversen europäischen Ländern auswandern mussten. So flohen sie schon im 13. Jh. aus England und Frankreich und ab dem 15-16. Jh. aus Deutschland, Frankreich, Portugal und Spanien. Ziel war häufig Polen. Dadurch ist auch die hohe Anzahl der jüdischen Bevölkerung in Polen zur Zeit des Nationalsozialismus zu erklären (etwa 3,5 Mio. Juden, von denen etwa 3 Mio. während des Holocaust ermordet wurden). Eine weitere wichtige Entwicklung, die die Judenfeindlichkeit verstärkte, war die spanische Inquisition, die sich mit genealogischen Linien zu beschäftigen begann.

Während der Zeit der Reconquista gab es in Spanien ein Edikt, das die spanisch ansässigen Juden dazu zwang, sich zum Christentum bekehren zu lassen. Dieses Edikt war das Alhambra-Edikt von 1492, welches bestimmte, dass alle Juden aus allen Territorien der spanischen Krone vertrieben werden sollten, sofern diese nicht konvertiert waren. Es war ein Edikt, das das Resultat der beendeten Reconquista und mit der Einnahme Granadas einherging. Doch in diesem Zusammenhang gab es ein Problem, das politische Relevanz erhielt. Es gab nämlich die Möglichkeit, dass eine Bekehrung, zumal eine erzwungene, nur formal und äußerlich stattfindet, während die betreffende Person heimlich und im Inneren an ihrem alten Glauben festhält. Dies ist wichtig zu beachten, denn daraus resultierte die genealogische Forschung. Die bekehrten Juden hießen in diesem Zusammenhang Conversos. Wie schon erwähnt, entwickelte sich nun ein genealogisches Moment. Der Glaube der Gruppe der Conversos wurde somit auch infrage gestellt. Es entwickelte sich daraus die klassische Frage nach der „Reinheit des Glaubens“ und diese Frage verwandelte sich im Laufe der Zeit in die entscheidendere Frage: Die Frage nach der „Reinheit des Blutes“.

Und so entwickelte sich in Spanien ein Konzept, das jüdische Menschen diskriminierte, selbst wenn sie konvertiert waren, aber noch bis in die fünfte Generation jüdische Vorfahren hatten. In der Forschung gilt dieses Konzept des reinen Blutes als eine Vorstufe des rassistischen Antisemitismus und als frühe Parallele zu den Nürnberger Rassegesetzen. Der rassistische Antisemitismus ist somit ebenfalls keine neue Idee der Nationalsozialisten.

Außerdem beschäftigten wir uns mit der Stereotypisierung, dass Juden häufig als rachsüchtiger Wucherer dargestellt wurden. Dies hängt vor allem mit dem Geldhandel im Mittelalter zusammen. Zu dieser Zeit war der Tauschhandel die prägende Wirtschaftsform für die Mehrheit der Bevölkerung, und da Juden sich häufig in Fluchtsituationen befanden, waren sie genötigt, in mobile Güter (z. B. Diamanten) zu investieren, die während der Flucht leicht zu transportieren waren. Hinzu kam, dass das christliche Ideal vorsah, dass die Menschen nicht „wuchern“ (also Zinsen einnehmen) sollen. Bei den Juden gab es ein solches explizites Verbot nicht und der Umstand, dass sie auf der anderen Seite aus vielen Berufsbereichen ausgeschlossen wurden, trieb sie notgedrungen in den Geldhandel.

Die Menschen der jüdischen Glaubensgemeinschaften waren Personengruppen ohne anerkannte Rechte, und so versuchten sie, sich bei politischen Machthabern nützlich zu machen und traten in ihre Dienste ein. Gleichzeitig traten sie somit in ein Abhängigkeitsverhältnis und waren erpressbar. Fürsten setzten Juden für die unliebsame Aufgabe der Steuereintreibung ein.

Diese Faktoren führten dazu, dass die Juden insgesamt als geldgierige Wucherer wahrgenommen wurden. Doch woher stammt der Begriff des Antisemitismus? Der Begriff geht auf die „Antisemiten-Liga“ zurück. Wilhelm Marr, welcher Mitbegründer dieser Bewegung war, etablierte den Begriff des Antisemitismus. Es handelte sich hierbei um einen Verein von nicht-jüdischen Männern, die versuchten, die nicht-jüdischen Deutschen aller Konfessionen (evang./kath.) zu einigen. Zentral war die Idee vom jüdischen Einfluss, der gesellschaftlich schlecht ist und auf Deutschland lastet. Daher wird die alte Vorstellung des Judentums als gesellschaftliches Gegenmodell in ein politisches Programm eingebunden. Doch weshalb gebraucht Marr den Begriff des Antisemitismus?

Eigentlich galt er als liberal, antiklerikal und als jemand, der mit dem traditionellen Judenhasse nichts zu tun haben wollte. Er sah sich als Progressiver und behauptete auch, dass es unsinnig sei, dass sie Jesus umgebracht hätten. Allerdings behauptete Marr, dass Juden soziale Nihilisten seien. Er wollte mit dem christlichen Judenhasse nichts zu tun haben, aber er wollte einen Begriff, der, wenn man will, „politisch korrekt“ ist. Welche Folge der Antisemitismus hatte, ist bekannt. Allerdings ist es interessant zu erkennen, wie sich die Judenfeindlichkeit durch die Jahrhunderte zog und entwickelte. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg und auch bis heute ist die jüdische Bevölkerung Unterdrückung und Verfolgung ausgesetzt. Allerdings bezeichnet man den Antisemitismus heute nicht mehr als Antisemitismus, sondern als Antizionismus. So würden die Zionisten im Staat Israel die Welt regieren und Europa durch Einwanderung von außen zerstören wollen. Der Attentäter von Halle schrieb 2019 in seinem Manifest, dass es die Juden seien, die Leid verdienen, weil sie für die Zuwanderung von muslimischen Einwanderern verantwortlich seien. Würde er eine Moschee angreifen, so könnten die Juden immer wieder neue Einwanderer nach Europa bringen. Es ist also zu erkennen, dass sich die Feindlichkeit gegenüber Juden im Laufe der Jahrhunderte kontinuierlich weiterzieht.

„Antisemitismus ist wie ein Chamäleon. Er verändert seine Farbe und passt sich damit seiner sozialen Umgebung an. Sein kognitiver und emotionaler Kern bleibt jedoch gleich.“

Der Vortrag von Herr Neugröschel war sehr informativ und aufschlussreich. Insgesamt hatten wir den Eindruck, dass die Geschichte der Judenfeindlichkeit aus heutiger Sicht sehr irrational und es eher eine Geschichte der Mythen ist. Dass Menschen diese Mythen über Jüdinnen und Juden über Jahrhunderte geglaubt haben, ist aus unserer Sicht unbegreiflich.

27.07.2022: ZEITZEUGENGESPRÄCH MIT ZIPORA FEIBLOWITSCH

Mit einem freundlichen „Guten Morgen“ kommt die 95-jährige Zipora Feiblowitsch in unseren Klassenraum. Sie strahlt Selbstbewusstsein, Energie und Lebensfreude aus und bittet uns alle, möglichst nah an sie heranzurutschen. Sofort merken wir, dass sie ihre Geschichte bereits häufiger geteilt hat, denn sie erzählt sortiert, ruhig und detailliert von ihrer Shoah-Zeit:



Die rothaarige Ibi Zipora wurde 1927 als mittleres Kind von Aharon und Mathilda Klein geboren und wuchs in der kleinen Stadt Érmihályfalva in Rumänien auf. Ihr Vater war Musiker und spielte Violine. Und auch der Rest der Familie war musikalisch. Zipora und ihre fünf Geschwister hatten gute Stimmen und sagen gern zu Hause mit der Familie. Friedlich lebte die Familie auch mit der christlichen Bevölkerung in der Stadt zusammen. Ihre Mutter konnte Deutsch sprechen, da sie in Kisdengeleg geboren wurde; einer Stadt, in der viele Schwaben lebten. „Du kannst nicht wissen, wann es dir hilft“, sagte sie ihren Kindern und gab ihre Deutschkenntnisse weiter. Außerdem war Zipora frech und sagte, was sie dachte. Diese beiden Eigenschaften, erzählt Zipora, habe sie den Holocaust überleben lassen.

*„Der Schlaf war kein Schlaf, der Tag war kein Tag und das Leben kein Leben.“
(Zipora Feiblowitsch, 2016, S. 38)*

1940 kam der Nationalsozialismus nach Rumänien. Die Ungarn, die Rumänien annektierten, wurden mit Jubelrufen von der rumänischen Bevölkerung empfangen – auch dem jüdischen Teil dieser. Bestürzt mussten sie aber feststellen, dass diese Herzlichkeit keineswegs zurückgegeben wurde. Die Ungarn riefen bei ihrem Einmarsch: „Lang lebe die Freiheit, aber nicht für die Juden.“

Die antisemitischen Verbündeten der Deutschen veränderten Ziporas Leben innerhalb weniger Wochen. Ihre beiden älteren Brüder Joseph und Mordechai wurden sofort eingezogen und zur Zwangsarbeit verpflichtet. Sie waren damals 21 und 18 Jahre alt. Wochenlang hörte die Familie nichts von ihnen und befürchtete das Schlimmste. Nach zwei Monaten kam schließlich eine Karte an. Darin schrieben die Brüder, dass sie schwer arbeiteten und an Hunger litten. Die Familie bat sie um Geld.

In der Zwischenzeit hatten viele damalige christliche Freunde die nationalsozialistische Ideologie verinnerlicht. Gute Freunde waren zu Feinden geworden und die Lebensqualität der rumänischen Juden wurde immer schlechter.

Um an Geld zu kommen, musste die damals 16-jährige Zipora einem Koffer gefüllt mit Waren vom Schwarzmarkt zu einer auf einem kleinen Zettel geschriebenen Adresse nach Budapest bringen. Das dort erworbene Geld sollte an die Brüder geschickt werden. Mit einem Kopftuch bedeckte sie ihr rotes Haar, als sie mit pochendem Herzen zum Bahnhof ging. Auf ihren Zug wartend sah sie, dass ein Polizist ganz in ihrer Nähe war. Um ihr eigenes Leben zu retten, ließ sie ihren Koffer stehen und flüchtete. Der Polizist wurde auf den Koffer aufmerksam und fragte, wem er gehöre. Da sich niemand meldete, nahm er ihn an sich und ging weiter. Zunächst war Zipora glücklich, nicht entdeckt worden zu sein. Jedoch wusste sie, dass sie diesen Koffer wiederbeschaffen musste. Schließlich hing das Leben ihrer Brüder davon ab. Als der Polizist die Tickets kontrollieren wollte, sah sie den Koffer zwischen seinen Beinen stehen. Sie hielt ihr Ticket hoch und rückte immer näher an den Polizisten heran. Kurzentschlossen schnappte sie sich ihren Koffer und rannte damit zur bereitstehenden Straßenbahn. Genau in dem Moment setzte sich die Bahn in Bewegung und rettete Zipora vor dem heranhechtenden Inspektor.

Nachdem sie vor lauter Angst, mit ihren roten Haaren trotz Kopftuch entdeckt und erkannt zu werden, nachts in ihre Heimatstadt zurückreisen musste, überlegte die Familie, wie sie Joseph und Mordechai das Geld zukommen lassen konnte. So baten sie einen ehemals befreundeten Christen, der mittlerweile in der Armee diente, ein Paket mit dem Geld zu den Brüdern zu bringen. Diese sollten unterschreiben, dass sie das Geld bekommen hatten. Tatsächlich erhielt die Familie nach einigen Wochen eine Karte, in der die Brüder sich für die Unterstützung bedanken. Und dann hörten sie nie wieder von ihnen – zumindest vorerst.

Es wurde April 1944. Durch polnische Juden, die aus Lagern geflüchtet waren, wurden die rumänischen Juden immer wieder vor den Gräueltaten der Nazis gewarnt und aufgefordert, zu fliehen. Lange überlegte die Familie und entschied sich schließlich zur Flucht. Zur Vorbereitung wurden die Kinder mit ihren besten Kleidern samt Schuhen schlafen geschickt. Doch ihre Zeit war gekommen. Durch heftiges Klopfen wurden sie geweckt und von bewaffneten Soldaten aus ihrem Haus vertrieben. Zipora muss schlucken. „Seit vielen Generationen hat meine Familie in diesem Haus gelebt und nun wurden wir einfach hinausgejagt. Wir waren keinen Menschen mehr!“

Zusammen mit den anderen Juden der Stadt wird Familie Klein in die örtliche Synagoge getrieben. Alle Menschen schrien vor Angst. Die Kinder klammerten sich an die Hände der Eltern. Die Synagoge war komplett gefüllt mit panischen Menschen. Zwei ganze Tage mussten sie so ausharren, bevor ihre schreckliche Reise weiterging.

Dicht aneinandergedrängt musste Zipora mit ihren Eltern, ihrer zwei Jahre jüngeren Schwester Iren Tova und ihrem kleinen Bruder Avraham Moshe zum Bahnhof laufen. Am Rand des Weges standen jubelnde Christen. Die ungarischen Nazis überlegten, wie viele Menschen sie in einen Wagon unterbringen könnten. 60 Menschen wurden so in einen Wagon getrieben. Nach einiger Zeit kam Ziporas Familie im Ghetto in Großwardein an. Da es April war, regnete und regnete es. Niemand kümmerte sich um die Menschen. Tausende von Menschen saßen auf dem großen Platz, an dem sie mit den Zügen angekommen waren. Alle hatten Hunger und froren.

Sechs Wochen lang dauerte es, bis ein weiterer Zug eintraf. Nun wurden sie nicht von Ungarn sondern von deutschen Nazis „verladen“. Diese brachten 100 Menschen in einem Wagon unter. Auf engstem Raum dicht zusammengedrängt fuhr Zipora mit ihrer Familie drei Tage und drei Nächte lang. Niemals hielt der Zug an. In dieser Zeit starb ihr Großvater.

Als die Wagontüren sich öffneten, sah sich Zipora auf der großen Rampe vom Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau stehen. „Ich wusste, was passieren würde“, sagt sie in unserem Gespräch. Polnische Juden, die bereits mehrere Jahre im Lager verbrachten, riefen den Frauen mit kleinen Kindern zu: „Gib dein Baby weiter an eine alte Frau, dann kannst du leben!“ Sie kannten die Auswahlprozedur der Nazis bereits und wussten, dass weder Babys noch junge Mütter eine Überlebenschance im KZ hatten. Doch natürlich trennten sich die Mütter nicht von ihren Kindern.

Keine 20 Minuten dauerte das Auswahlverfahren der Nazis. Zipora und ihre Schwester Iren Tova wurde von ihren Eltern und ihrem kleinen Bruder Avraham Moshe getrennt. Zipora erzählt, dass sie sich noch nach ihnen umgesehen und gerufen habe, sie aber nicht mehr sehen konnte. Die Familie Klein konnte sich nicht voneinander verabschieden.

Iren Tova und Zipora wurden zu einem ersten Block geführt. Die Nazis öffneten eine Baracke und tausende Frauen aus ihrer Heimatstadt gingen hinein. Die Tür wurde zugemacht und die Aufforderungen geschrien: „Alles wird ausgezogen!“ Scham überkam Zipora und die anderen Frauen. Zur Strafe für ihre Widerspenstigkeit erhielten sie einen Schlag mit dem Gewehr.

Die nackten Frauen drängten sich dicht aneinander, um den gierig-starrenden Blicken der Nazis möglichst zu entgehen. So ging es weiter zur zweiten Baracke. Dort warteten polnische Juden mit Scheren in den Händen auf sie. In wenigen Minuten schnitten sie Zipora und den anderen Frauen die Haare ab. Zipora wehrte sich – ihre schönen roten Haare! Doch zur Belohnung erhielt sie nur einen zweiten Schlag mit dem Gewehr. Die ganze Zeit hielt sie ihre Schwester an der Hand. So kamen die Schwestern zu einer dritten Baracke. Dort wurde abwechselnd heißes und kaltes Wasser auf sie hinuntergekippt.

Immer noch nackt wurden die Frauen auf den Ankunftsplatz zurückgetrieben. Die Nazis lachten über die nackten Frauen. Sie hatten Zeit und ließen die Frauen frierend und voller Scham auf dem Platz stehen. Schließlich wurde Zipora ein Kleid zugeschmissen, jedoch nicht ihr eigenes. Ihre eigene Kleidung bekam sie – entgegen der Versprechungen der Nazis – nie wieder.

Ein großer Mann stellte sich vor den Frauen auf. An diesem Tag machte Zipora Klein die Bekanntschaft mit Joseph Mengele. Er deutete auf den schwarzen Rauch aus den Krematorien und sagte: „Seht ihr den schwarzen Rauch? Juden haben zu viel Fett und wenn das verbrannt wird, raucht es schwarz.“ Außerdem zeigte er auf die Krematorien und erklärte, dass das Feuer der verbrannten Juden bis zum Himmel steigen solle.

Entlang eines Stacheldrahtzaunes wurden die Frauen in die 18. von 40 Baracken gebracht. Eine Frau kommt heraus und stellt sich als die „Kapo“ Mira vor. Das war eine Kurzbezeichnung für die „Blockälteste“, wobei die Bezeichnung schändlich ironisch für das war, was diese Person tatsächlich war und tat. Zunächst verlangte sie einen Preis von den Neuankömmlingen, damit sie sie in ihrer Baracke wohnen ließ. „Ich bin schon drei Jahre hier“, sagte sie, „bezahlt euren Preis dafür.“

Und sie zahlten. In der Mitte der Baracke wurde ein Fass aufgestellt, das mit Runkelrübensuppe gefüllt sein sollte. Jede Frau erhielt eine Konservendose voll davon. Die Nazis forderten sie auf, einen Schluck zu nehmen. Doch das Gebräu war unmöglich zu trinken. „Es fühlte sich im Mund an wie Nägel. Es brannte so schrecklich“, erzählt Zipora. Doch es gab nichts anderes. Die Kapo lachte und sagte: „Jetzt zahlt ihr euren Preis!“ Der Suppe hatte man ein Gift beigemischt, das dafür sorgte, dass die Frauen ihre Periode nicht bekamen und dadurch immer einsatzfähig waren. Dafür bekamen sie Schmerzen und wurden krank.

Jeden Tag wurden Frauen für die Gaskammern ausgewählt. Dies übernahm Mengele persönlich. Alle wussten, was passierte, wenn man aussortiert würde. Und jede kämpfte darum, stark und gesund genug zu wirken, um weiterleben zu dürfen. Eines Tages wurde Iren Tova mitgenommen. Zipora suchte sie den ganzen Tag und fragte die Kapo, ob sie wisse, wo ihre Schwester sei. Doch diese kannte kein Mitleid und sagte nur, dass sie nicht die Einzige sei, die einen Menschen vermisste und sich deshalb nicht anstellen sollte. Wie durch ein Wunder kam Iren Tova am Abend in die Baracke zurück. Und sie hatte Unglaubliches zu berichten: Sie hörte und sah, wie ungarische Juden verbrannt wurden. Da die Vergasung und Verbrennung dieser Vorrang gegenüber der Ermordung rumänischer Juden für die Nazis hatte und die Gaskammern an diesem Tag voll waren, wurde Iren Tova verschont und wieder zurück in die Baracke gebracht. Ab dem Moment, erzählt Zipora, habe sie sich geschworen, auf ihre Schwester um jeden Preis aufzupassen.

Einmal wurde Zipora schwer krank. Krank waren die Insassen immer, aber einmal traf es sie besonders hart. Ihre Ohren entzündeten sich und eiterten stark. Sie wusste, dass sie sofort für die Gaskammern aussortiert werden würde, wenn Mengele sie in diesem Zustand sah. Mutig ging sie daraufhin zur Kapo und bat sie darum, beim Appell in der Baracke bleiben zu dürfen. Wie durch ein Wunder erbarmte sich die sonst kalte und böse Frau und erlaubte es Zipora, sich zwei Tage zu verstecken. So entdeckte Zipora selbst in dieser sonst so erbarmungslosen Frau einen guten Funken.

Das Leben im KZ nahm seinen Lauf. Und genauso wie jeden Tag Juden starben, wurden auch neue geboren. Doch Babys hatten keine Chance, in Auschwitz zu überleben. Zipora erzählt von einer Geschichte, die sich in ihrer Baracke zugetragen hat. Die Kapo und ein KZ-Aufseher bekamen Wind von einer Geburt. Sie zogen weiße Handschuhe an und nahmen das Neugeborene an sich. Dann forderten sie die Mutter auf, ihr eigenes Kind zu ertränken, um selbst am Leben zu bleiben. An dieser Stelle muss ich kurz stoppen, weil ich bei allem Unrecht, allem Leid und aller Barbarei mir für einen Menschen nichts Schlimmeres vorstellen kann, als seine eigenen Kinder ermorden zu müssen. Was muss in den Köpfen dieser Menschen vorgegangen sein, dass sie sich an einen solchen Anblick ergötzen konnten?

Eines Tages wurden Arbeiterinnen für eine Munitionsfabrik in Salzwedel bei Hannover ausgewählt. Zipora drängte ihre Schwester nach vorne und hoffte inständig, dass diese gesund genug aussah, um ausgewählt zu werden. Tatsächlich schafften beide Schwestern es in die Auswahl an Arbeiterinnen. In der Fabrik arbeiteten die beiden schwer in 12-Stunden-Tag- und Nachtschichten und aßen genauso wenig und schlecht wie in Auschwitz. Leise wurden Gerüchte laut, dass die Deutschen geschlagen werden würden und diese Zeit vielleicht bald überstanden sein könnte. Doch noch hieß es durchhalten.

Krank an Fieber ging Zipora eines Tages in die Krankenstation von Salzwedel, die tatsächlich die Aufgabe einer solchen erfüllte. Dort traf sie auf die deutsche Krankenschwester Ilse, die sich um sie kümmerte, sie pflegte und vor den Nazis versteckte. Sie flüsterte ihr ins Ohr: „Ich helfe dir. Es ist schon 1944 und Deutschland bald geschlagen. Du wirst leben, halte durch!“

Ein älterer Obersturmführer kam in dieser Zeit zur „Visite“ in die Krankenstation. Er beäugte die Kranken und blieb an Ziporas roten Haaren hängen. Er rief ihr zu: „Roter Fuchs, bekreuzige dich, und du wirst damit dein Leben retten!“ Als fromme Jüdin war dies für Zipora natürlich keine Option. Sie verweigerte die Bekreuzigung nicht nur, sondern begann den Mann lautstark zu beschimpfen. Eigentlich hätte sie damit ihr Todesurteil in Stein gemeißelt, doch diesem Nazi schien die wütende und aufgebrachte Zipora zu gefallen. Er befahl der Krankenschwester, Zipora zwei Spritzen zu geben, die sie für zwei Tage ohnmächtig werden ließen. Zipora weiß bis heute nicht, welche Absicht er damit verfolgte.

Von da an arbeitete Zipora in der Kleiderkammer. 1945 fielen schließlich Tausende von Bomben auf ganz Deutschland und die Amerikaner befreiten das Arbeitslager Salzwedel. Alle Insassen weinten und schrien und die Amerikaner versprachen ihnen, sie zu retten und zu pflegen. Doch mit der Euphorie kam auch die Frage auf, wie es nun weitergehen soll. Ein Mann erhob sich und sang ein jiddisches Lied, dessen Text Zipora uns vorsingt und in etwa wie folgt übersetzt werden kann: „Wohin soll ich gehen?“

Sechs Wochen wurde Zipora wie ein kleines Baby gepflegt. Sie war schwach und krank und musste zunächst zu Kräften kommen, bevor sie mit ihrer Schwester über eine Zukunft nachdenken konnte. Dann verließen die beiden gemeinsam das Lager und suchten in allen deutschen Lagern nach ihren Brüdern Joseph und Mordechai. Da sie sie jedoch nicht finden konnten, begaben sie sich schließlich in ihre Heimatstadt zurück. Sie suchten ihr altes Haus auf, das längst von einem Nichtjuden bewohnt wurde. Er empfing sie barsch und fragte, ob es nicht reiche, dass sie überlebt hätten. Wie könnten sie sich erdreisten, hier aufzutauchen. Ihre alte Heimat war nicht mehr ihre Heimat und die Mädchen weinten bitterlich. Dennoch entschieden sie, vorerst in der Stadt zu bleiben, um Rückkehrer nach ihren Brüdern zu befragen. Zwei Wochen lang gingen sie jeden Tag zum Bahnhof, bevor sie endlich eine Nachricht erhielten. Ihre Brüder lebten! Sie waren in einem Hospital, da sie an Typhus erkrankt waren. Nach ihrer Genesung konnte die Familie allerdings wiedervereint werden.

Von Ungarn gingen die Übriggebliebenen der Familie Klein nach Österreich in die Stadt Braunau, wo sich die Amerikaner weiter gut um sie kümmerten. Von dort aus planten sie ihre Reise nach Israel. 1946 machten sie sich schließlich auf den Weg.

Gern hätten wir Zipora noch vieles gefragt: Wie sie ihren Mann kennenlernte, wie sie sich ein neues Leben in Israel aufbaute, was ihren Brüdern widerfahren war, wie die Familie sich von dem unfassbaren Grauen erholte und vieles mehr. Lange Zeit konnte Zipora nicht über ihre Erlebnisse sprechen, doch ihr Mann Pinchas Feiblowitsch fordert sie immer wieder dazu auf, ihre Geschichte aufzuschreiben und schloss sie dazu sogar im Studierzimmer ein. So schrieb Zipora ihre Geschichte in mehreren Büchern nieder, von denen sie uns eins mit dem Titel „Der Tag war kein Tag, das Leben war kein Leben“ schenkt. Sogar eine persönliche Widmung auf Hebräisch schreibt sie uns in das Buch: „Für die großartige Gruppe aus Deutschland, die ich in Israel traf.“

Zum Abschied erhalten wir alle eine Umarmung, ein Küsschen und ein paar persönliche liebe Worte. Was für eine Frau uns da gegenüber saß! Sie hat es nicht nur geschafft, die Shoah zu überleben und ein neues Leben zu beginnen; heute strotzt sie trotz ihres hohen Alters vor positiver Energie und Lebenslust. Sie erzählt, sie erfreue sich an ihrer großen Familie und an den Gruppen, die sie fast täglich in Yad Vashem trifft und die ihre Geschichte weitertragen. Und nicht nur das. Ihr Bild hängt im deutschen Parlament, da sie auch dort ihre Geschichte erzählte, sie reiste nach Auschwitz, um dort vor Offizieren von ihren schrecklichen Erfahrungen zu berichten. Heute reist sie verständlicherweise nicht mehr, aber dadurch hat sie nichts von ihrer Energie verloren. Zum Schluss spricht sie die besten Schlussworte, die ich unter diese Geschichte setzen kann: „Ich bin alt, aber ich fühle mich nicht alt und ich bin hier, in Israel!“



„Ich bin alt, aber ich fühle mich nicht alt und ich bin hier, in Israel!“

Moni Schrief

28.07.2022: BARTA'A MIT LYDIA AISENBERG

Nach sechs spannenden Tagen in der israelischen Hauptstadt Jerusalem brachen wir am Donnerstagmorgen um 8:00 Uhr Richtung Norden auf. Wir machten uns auf den Weg in das Kibbuz von Lydia Aisenberg, welches in unmittelbarer Nähe zur Stadt Barta'a liegt. Unsere Fahrt mündete nach kurzer Zeit in einem der berühmten israelischen Staus. Während der langen Fahrtzeit sprangen wir mit Uriel durch viele verschiedene israelische Themenbereiche: Sei es die Anzahl der Krankenkassen, die großen Supermärkte, die religiöse Zusammensetzung der Bevölkerung, die wirtschaftlichen Sektoren, die geostrategische Situation des Staates Israel, der Sechstagekrieg 1967, die außenpolitische Situation in Hinblick auf arabischen Staaten wie Libanon, Syrien und Irak oder die Auswirkungen von Corona auf das Leben in Israel.



Auf der Fahrt begleitet uns direkt am Straßenrand die Grenzmauer zwischen Israel und dem Westjordanland.

Gegen 12 Uhr trafen wir am Kibbuz Mishmar HaEmek, auf die uns sehnlichst erwartende Lydia Aisenberg und ihren Ehemann. Nach der langen Busfahrt wurden wir von ihnen mit frischen Getränken und leckeren Keksen versorgt. Dann nahm uns Lydia mit auf eine Reise durch ihr Leben.

Lydia Aisenberg wurde 1946 in Südwaales als Lydia Greenberg, Tochter eines Möbelhändlers, geboren. Lydia wuchs mit wenig Kontakt zu weiteren Juden auf, weshalb sie keine für sich gefestigte jüdische Identität hatte.

Sie selbst fühlte sich immer der britischen Gesellschaft zugehörig, dennoch wurde sie überwiegend als Jüdin kategorisiert. Sie berichtet über viele frühkindliche Erfahrungen mit Antisemitismus, die ihr stark zusetzten. Ihre Mitschüler erkannten an ihrem Nachnamen ihre jüdische Familienherkunft, sahen sie ausnahmslos als Jüdin an und bezeichneten sie als „jewish bitch“. Ihr Nachname wird in ihrem Leben noch eine größere Rolle spielen. Als sie als junge Frau in London eine Wohnung suchte und eine passende fand, verweigerte der Vermieter ihr eben diese, nachdem er ihren Nachnamen erfuhr.

Juden waren auch in England in den 60er Jahren häufig nicht willkommen. Die Judenfeindlichkeit und Diskriminierung begegnete ihr immer wieder in ihrem Alltag, woraufhin sie sich entschloss, ihren Namen zu ändern, um den Feindlichkeiten zu entkommen. Von nun an hieß sie Lydia Green. Der neue Name aber brachte nicht nur Freiheit, sondern ging auch mit Problemen einher. So fühlte sie sich z. B. häufig nicht angesprochen, wenn ihr neuer Name Green fiel. Sie konnte sich mit ihm schlicht nicht identifizieren.

Lydia beschloss, Israel zu besuchen, um zu erkunden, ob sie dort als Jüdin besser leben kann. Jedoch fühlte sie sich nicht israelisch oder heimisch, sondern als Britin. Sie verließ Israel wieder und kehrte erst zwei Jahre später in eben dieses zurück. Lydia entschied sich für Alija, was bedeutet, dass sie nach Israel auswandert. Sie hörte auf, ihre Religion zu verstecken und änderte ihren Namen zurück auf Greenberg. Sie konnte endlich sie selbst sein. Einige Zeit später änderte sich ihr Name noch einmal aufgrund der Hochzeit mit ihrem Mann. Von nun an nennt sie sich Lydia Aisenberg. Sie bekommt fünf Kinder und ist eine stolze Großmutter von 12 Enkelkindern. Sie arbeitet als Journalistin für israelische und englischsprachige Zeitungen und berichtet über den Konflikt zwischen Israel und Palästina. In den letzten Jahrzehnten wechselten ihre Arbeitgeber, unter anderem verließ sie Redaktionen, in denen sie für sich selbst einen Rechtsruck wahrgenommen hat. Nun lebt sie seit mehr als 50 Jahren in Israel.

Den Konflikt zwischen Israel und Palästina versucht sie uns anhand des Dorfes *Barta'a*, das ganz in der Nähe liegt, zu veranschaulichen. Auf Zypern vereinbarten der Staat Israel, Jordanien, Ägypten, Libanon und Syrien unter der Leitung von Ralph Bunche 1949 einen Waffenstillstand. Das Dorf wird jetzt durch die Waffenstillstandslinie – umgangssprachlich auch als Greenline bekannt – geteilt. Den Spitznamen trägt die Grenzlinie aufgrund der Tatsache, dass bei den Waffenstillstandsverhandlungen auf Zypern mit einem grünen Stift die neue Grenze auf eine Karte gezeichnet wurde. Menschen, die vorher zusammenlebten, können jetzt nicht mehr zu ihrer Arbeit oder zu ihren Geliebten, wenn sie im jeweils anderen Teil des Dorfes leben. Wie das Dorf von nun an im Westen israelisch und im Osten jordanisch ist, so teilt Lydia dann unsere Gruppe mit einem grünen Faden in zwei.

Info: Die harte Teilung von Barta'a besteht bis zum Ende des Sechstagekrieges 1967.

Damit wir ein noch besseres Bild von der Situation in Barta'a bekommen können, fahren wir mit Lydia dort hin. Ein großer Stein markiert die Grenze zwischen Ost und West. Heute kann er von Menschen passiert werden. Allerdings nur, weil der Staat Israel seine Grenzanlagen in das Gebiet der palästinensischen Autonomiezone gebaut hat, woraus ein Problem für die Bewohner des östlichen Teils entsteht. Der Zugang zum Westjordanland ist ihnen verwehrt und die palästinensische Autonomiebehörde kann ihren Verwaltungsaufgaben nicht nachgehen. Die Resultate sind eine nicht vorhandene Polizei und mangelhafte Infrastruktur aufgrund fehlender Steuereinnahmen. Die israelischen Grenzanlagen verhindern die Verwaltung des östlichen Teiles von Barta'a durch die palästinensische Autonomiebehörde.

Lydia Aisenberg engagiert sich für den Dialog in Barta'a, denn sie ist überzeugt, dass nur so die Menschen zusammenfinden können. Auch sie selbst hat keine Lösung für den Konflikt, aber sie glaubt aus tiefster Überzeugung an den Kontakt und Austausch zwischen verschiedensten Menschen. Dafür ist sie selbst das beste Beispiel. In Barta'a, einem ausschließlich von Muslimen bewohnten Dorf, ist sie als Jüdin mit fast jedem bekannt, befreundet und wird von den Menschen dort sehr geschätzt. Das konnten wir bei unserem Gang durch das Dorf selbst erleben.

Am liebsten würde sie die Grenze eigenhändig niederreißen, allerdings nicht sofort. Sie sieht die Mauer/den Zaun zwischen Israel und dem Westjordanland auch als ihre Sicherheitsgarantie und als Schutz vor Angriffen an.



Anschließend fuhren wir mit dem Reisebus noch auf eine Aussichtsplattform, die uns einen kilometerweiten Überblick über die Region bot. Lydia setzte an dieser Stelle zum Schlussappell an: Sie wünscht sich friedliches Zusammenleben, Solidarität und Zusammenhalt für die Region, sie möchte Mauern einreißen und die Spaltung überwinden, aber sie weiß um die sicherheitspolitische Bedeutung der Grenzanlagen und ihrer auch heutigen Notwendigkeit. Sie wünschte uns allen für unsere Zukunft alles Gute, Glück, Freude und Erfolg und hofft, dass wir die Reise, den Staat Israel und auch ihre Worte in Erinnerung behalten.

Alles in allem waren der Austausch und die Besichtigung mit Lydia Aisenberg aufgrund ihrer besonders sympathisch offenen Art gespickt mit Humor, Mimik und Gestik eine tolle Erfahrung.

Tim Heßler, Noah Valerius & Marcal Zilian

29.07.2022: STADTFÜHRUNG TEL AVIV / JAFFA

Am Freitag ging es nach dem sehr reichhaltigen Frühstück zur Stadtführung durch Tel Aviv und Jaffa. An diesem Tag war es noch wärmer als an den Tagen zuvor und wir waren froh über den klimatisierten Bus, der uns um 8:30 Uhr in Richtung Jaffa fuhr. Wir fuhren die Küste Tel Avivs entlang und Uriel erklärte uns auf dem Weg nach Jaffa die verschiedenen Strandabschnitte. Unter anderem gibt es den religiösen oder auch „getrennten Strand“ mit verschiedenen Badetagen für Männer und Frauen, den Hundestrand, den Strand für Schwule und Lesben, den gemischten Strand sowie den FKK-Strand.

Ankommen in der Altstadt Jaffas stellten wir fest, dass hier ein enormer Unterschied zwischen dem modernen Tel Aviv und Jaffa besteht. Viele Altbauten und enge Gassen, die sogar nach Sternzeichen benannt wurden, führen durch die schöne kleine Altstadt.

Uriel begann die Stadtführung in Jaffa, indem er uns in die Geschichte von Jaffa einblicken ließ.

Man erzählt sich, Jaffa sei die älteste Stadt am Mittelmeer, die ca. 3000 Jahre v. Chr. besiedelt wurde. 1909 gründete sich nicht nur Borussia Dortmund, sondern auch die Stadt Tel Aviv, sozusagen als Vorort von Jaffa.

Der Name „Tel Aviv“ ist einer poetischen Übersetzung des Titels des utopischen Romans „Altneuland“ (das 2. Buch von Theodor Herzl) zu verdanken. Unter „Tel“ versteht man einen vielschichtigen Siedlungshügel oder „alt“ und „Aviv“ steht für den Frühling oder auch „neu“.

1950 wurden die beiden Städte vereint und die heute zweitgrößte Stadt Israels „Tel Aviv – Jaffa“ entstand.



Theodor Herzl war eine der wichtigsten Personen im zwanzigsten Jahrhundert und gilt als Begründer des Zionismus. Er war Schriftsteller, Publizist und Journalist und außerdem dem Judentum zugehörig. 1896 schrieb er das Buch „Der Judenstaat“. Dort definierte er Juden als Volk und war der Überzeugung, dass sie aufgrund von Antisemitismus und Diskriminierung einen eigenen jüdischen Staat brauchen.

Uriel führte uns dann zu einer weißen Steinskulptur im Abrasha Park, die auch als „Tor des Glaubens“ bezeichnet wird. Diese Skulptur wurde vom Steinmetz Daniel Kafri aus Jerusalem von 1973 bis 1975 geschaffen. Das Kunstwerk zeigt viele wundervolle und detaillierte Steinmetzarbeiten, die biblische Geschichten andeuten, wie z. B. das Versprechen von Gott an Abraham, Jakob und Isaak.

Nur einen Steinwurf entfernt steht das ägyptische Tor. Uriel erzählte uns die Geschichte, wie der General Djehuti die Stadt Jaffa eroberte. Der General und seine Soldaten ließen sich in Säcke einnähen und wurden als Geschenkkörbe der Stadt überreicht. Die versteckten Soldaten stiegen dann aus den Körben hinaus und nahmen die gesamte Stadtbevölkerung gefangen. Djehuti berichtete anschließend dem König von seinem Sieg und somit wurde die Stadt ägyptisch.

Weiter ging es dann durch die schönen Gassen von Jaffa zum „Oranger Suspendu“, was so viel bedeutet wie aufgehängter Orangenbaum. Dieses Kunstwerk besteht seit 29 Jahren und der Baum hängt in einem überdimensionalen Naturstein-Samen.

Es soll ein Symbol für die letzte Jaffa-Orange sein, da die Orangen das erste Exportprodukt der Region waren.

Der Baum soll ebenfalls auf das enge Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Kulturen aufmerksam machen. Israel ist ein Einwanderungsland und die migrierenden Menschen sollten ihre Kulturen und herkömmlichen Traditionen hinter sich lassen und nur noch hebräisch sprechen, sodass ein Neuanfang des israelischen Staates gelingen konnte. Dennoch war es für viele Menschen wichtig, sich in Erinnerungen zu rufen, wo die eigenen Wurzeln liegen und herauszufinden, welchen Einfluss die unterschiedlichen Hintergründe der Israelis auf das Land haben.



Den nächsten Halt machten wir an der Petruskirche, die im Jahre 1654 zu Ehren des Apostels Petrus errichtet wurde. Die Kirche wurde im Barockstil errichtet und aus rosa Ziegeln gebaut. Wir bekamen die Möglichkeit, uns die Kirche in Ruhe anzuschauen und konnten viele schöne biblische Bilder an den Wänden der Kirche bestaunen. Uriel beantwortete weitere offene Fragen zu dieser Kirche und ihrer Geschichte.

Nach einer kurzen Toilettenpause ging es für uns weiter Richtung Hafen. Der Weg führte uns wieder durch enge Gassen und Treppen hinab. Unten angekommen, genossen wir den Ausblick des kleinen Hafens mit den vielen Segelbooten. Ebenso hatten wir einen großartigen Blick auf die Stadt Tel Aviv. Vom Hafen aus erhebt sich aus dem Meer der Andromeda Felsen, der nach einem griechischen Mythos benannt wurde. Die wunderschöne Andromeda, Tochter des äthiopischen Königs Kepheus und Kassiopeia, wurde der Sage nach als Opfer für die Meereshüter an diesen Felsen gefesselt, um den Hochmut ihrer Mutter Kassiopeia zu bestrafen, die vor jedem mit der Schönheit ihrer Tochter prahlte.

Perseus aber war nicht einverstanden und rettete seine Liebste vor dem Meeresungeheuer, indem er auf sein geflügeltes Pferd stieg und zu ihr hinab flog.





Nachdem Uriel uns von dieser griechischen Mythologie erzählte, sind wir gemeinsam zum Flohmarkt gegangen und hatten hier Freizeit, um uns den Markt in Ruhe anzuschauen. Auf dem Markt gab es sowohl neue Ware und Mode, aber auch Antiquitäten, Möbel, Secondhand-Kleidung, Kunst, Teppiche, Lampen, Spielzeug, Küchenartikel und vieles mehr. Einige von uns haben die Zeit genutzt, um sich mit einem Eis bei „GOLDA“ zu erfrischen (sehr empfehlenswert und günstig!).

Pünktlich trafen wir uns am Bus und fuhren weiter Richtung Rothschild-Boulevard, eine der ersten Straßen, die vor 100 Jahren in Tel Aviv erbaut wurden. Auf jeder Straßenseite waren beeindruckende Bauhausgebäude zu erblicken und in der Mitte des Boulevards befinden sich Gärten, Bäume, Wander- und Radwege und kleine Cafés. 1909 gründeten 66 Familien auf Sanddünen die Stadt Tel Aviv. Durch ein Losverfahren bekam jede Familie ihr Grundstück zugeteilt, auf dem sie ihr Haus errichten konnte. Tel Aviv war ursprünglich als Gartenstadt geplant und es sollten keine Geschäfte erbaut werden und kein Kommerz stattfinden. Doch irgendwann eröffnete ein kleiner Kiosk und weitere Cafés, Geschäfte und auch Banken folgten.

Wir liefen bis zum Haus mit der Nummer 16, in dem am 14. Mai 1948 David Ben Gurion als erster Ministerpräsident im alten Bürgermeistergebäude den modernen Staat Israel ausrief. Aktuell wird dieses Gebäude restauriert und ist von einem Gerüst umgeben, sodass wir es uns leider nicht von innen anschauen konnten.

Zu Fuß ging es dann weiter durch die Straßen von Tel Aviv. Uriel berichtete über den Bauhaus-Stil, der von 1930-1950 entstanden ist. Der Grund dafür war die Schließung des Bauhauses in Dessau und die darauf folgende Einwanderung zahlreicher deutsch-jüdischer Architekten zum Ende des 20. Jahrhunderts in die neue Großstadt. Typisch für diese Bauweise sind abgerundete Balkone, schmale Fenster und sogenannte Lichtleisten und Flachdächer, die im Sommer als Aufenthaltsort dienen. Leider sind im Laufe der Zeit viele dieser typisch weißen Gebäude vernachlässigt worden und wurden renovierungsbedürftig. Da diese Gebäude seit dem Jahr 2009 unter Denkmalschutz stehen, ist das Renovieren sehr teuer und kaum zu bezahlen.

Der Künstlermarkt war die letzte Etappe der Stadtführung. Manche von uns gingen die lange Straße entlang, wo Künstler ihre Werke präsentierten und zum Kauf anboten. Dabei waren unter anderem selbstgemalte Bilder, Schmuck, Holzarbeiten, Lampen oder auch Kinderspielzeuge. Einige aus der Gruppe nutzen diese Zeit für ein kleines Mittagessen und tauschten sich über den heutigen Tag in Jaffa und Tel Aviv aus, bevor es für uns ins Hotel und danach zum Strand ging, um uns mehr oder weniger abzukühlen.



30.07.2022

ZEITZEUGENGESPRÄCH MIT HERTA GOLDMANN

Am letzten Programmtag in Tel Aviv begegneten wir der Zeitzeugin Herta Goldman, welche uns mit ihren zwei Enkelkindern aus New York im Konferenzraum des Hotels empfing. Sie nahm einen weiten Weg auf sich, nur um uns von ihrer Geschichte zu erzählen.

Nicht nur den „schönäugigen Georg“ begrüßte sie herzlich, auch wir wurden mit offenen Armen empfangen und von ihr gesegnet. Hertas herzliche Art vereinfachte es uns, sich neben ihr wohlfühlen und ihre Erzählung besser auffassen zu können. Zu Beginn erzählte Herta von ihrer Kindheit und wie sie in Schlesien in dem kleinen Dorf Zabłatsch aufwuchs. Geboren wurde sie am 9. Juni 1928 in einer wohlhabenden jüdischen Familie, welche aus ihren Eltern, zwei älteren Brüdern und der Großmutter bestand. Fünf Jahre lang ging Herta zur katholischen Mädchenschule, bis es ihr untersagt wurde, sie zu besuchen. Nicht nur den Schulbesuch hatte man ihr damals verboten; auch der Kontakt zu ihren Freunden und alltägliche Dinge wie Sport oder der Besuch einer Musikschule waren ihr wegen der Nazis nicht erlaubt.



1939 kamen die Nazis nach Polen und plünderten ihre Wohnung wie auch den Lebensmittelladen der Eltern. Besonders gut erinnerte sich Herta an bestimmte gestohlene Sachen, wie z. B. Instrumente, Wertsachen, die Briefmarkensammlung ihres Vaters und verschiedene Tierpelze. Diese Begegnung nahm ihr nicht nur einen Teil ihrer Familie, sondern traumatisierte sie auch langfristig. Es ging so weit, dass sie, sobald sie Schritte im Flur vernahm, sich hinter dem Rücken ihrer Mutter verstecken musste.

Hertas Kindheit wurde von einem auf den anderen Tag übersprungen und veränderte sich wesentlich. Da ihr Vater und die beiden Brüder verschleppt und deportiert wurden, musste Herta nicht nur die Gartenarbeit des Vaters übernehmen, sondern sich auch um andere lebenswichtige Aufgaben kümmern.

Als Herta 14 Jahre alt war, erhielt die Familie einen Brief, der sie an eine Deportationsstelle verwies. Besonders an die Worte eines SS-Mannes bei der Trennung von ihrer Familie, die sie dort das letzte Mal sah, erinnerte sich Herta: „Wenn du leben willst, bleib hier!“ Hertas Mutter und Großmutter mussten in den Zug Richtung „Todesfabrik“ einsteigen. Sie hingegen fuhr ins Arbeitslager Bolkenhain. Nicht nur in Bolkenhain verpflichtete man sie, in einer Weberei Zwangsarbeit zu leisten, sondern auch in weiteren drei Lagern war es ihre Aufgabe, Ballonseide zu verarbeiten. Besonders das Lager Grünberg blieb ihr in Erinnerung, da dort die Arbeitsumstände mit am schlimmsten waren. Sie arbeiteten täglich ohne Pause. Das Sitzen und mehrfaches auf Toilette gehen war untersagt und wurde mit Schlägen der SS-Frauen bestraft.

Doch das Träumen konnte den jungen Frauen nicht genommen werden. Herta und ihre Freunde Ruth und Sabina träumte von Essen und einer besseren Welt. Vor lauter Hunger nahmen sie sogar eine verschimmelte Kartoffel zu sich, die ihnen einst ein älterer Mann zusteckte.

Am 27. Januar 1945 wurde Herta mit 2000 anderen Menschen auf einen Todesmarsch geschickt. Geplant war ein fünfhundert Kilometer langer Marsch von Polen bis nach Bayern. Wer die Reihen verließ oder sich setzte, wurde erschossen.

Die Nacht verbrachten die Gefangenen in bewachten Scheunen. Herta wusste bereits, dass sich die besten Plätze, um sich auszuruhen, an den Wänden befanden. Denn die Scheunenmitte war meist voller Urin und es gab dort keinen Platz zum Sitzen. Nach neun schlaflosen Nächten gelang es Herta sowie 35 anderen Mädchen, aus einer unbewachten Hintertür zu fliehen. Während des Ausbruchs geriet Hertas Freundin Ruth in eine Art Angststarre. Herta hingegen rannte und versteckte sich hinter einem Baum. Ruth konnte von den anderen Mädchen glücklicherweise aus ihrer Starre befreit werden und sich retten. Die fünf Letzten der Gruppe schafften es nicht mehr, rechtzeitig in den Wald zu flüchten und wurden erschossen.

Der 4. Februar ist für Herta heute noch wie ein zweiter Geburtstag. Wichtig für Hertas weitere Flucht war ein Kleid, welches sie den kompletten Marsch mit sich getragen hatte. Das Kleid war nicht mit einem Davidstern versehen, wodurch sie nicht als jüdisch identifiziert werden konnte. So kam es, dass Herta sich als Volksdeutsche ausgab und sich mit der Lüge ihr Leben retten konnte. Herta war es wichtig, uns zu sagen, dass Sie bis zu diesem Zeitpunkt noch nie gelogen hatte.

Nach ihrem Ausbruch war Herta verzweifelt, allein und wusste nicht, wohin sie gehen sollte. Teilweise spielte sie mit dem Gedanken, sich in die Strömung eines Flusses zu werfen, um so ihren Leiden und Ängsten möglichst schnell zu entfliehen. Nur die zufällige Begegnung mit einem Mann stimmte sie spontan um, weiterleben zu wollen. Dieser bot ihr an, sie mit nach Hause zu nehmen, da er annahm, sie sei ein deutscher Flüchtling. Nach drei Jahren Gefangenschaft bekam Herta zum ersten Mal eine richtige Mahlzeit und ein warmes Bad. „Ich fühlte mich wieder wie ein Mensch“ waren Hertas Worte gegenüber uns und sie dankte Gott.

Nachdem Herta zwei Tage durchgeschlafen hatte, half sie dem Mann im Lebensmittelladen aus. Als jedoch nach ein paar Tagen die SS-Frau in den Laden kam, die Herta sicher erkannt hätte, waren alle Sorgen wieder zurück. Voller Angst, erkannt zu werden, schmiss Herta sich auf den Boden und flüchtete aus dem Geschäft. Noch ein paar Tage arbeitete sie weiter im Laden, doch hatte bei jedem Kunden Angst, entdeckt zu werden.

Nach vier Tagen Unterkunft beim Mann schloss sie sich einer Gruppe von Nonnen an, welche Flüchtlingskinder einsammelten und mit ihnen weiter Richtung Deutschland flohen. Als es noch vier Kilometer Fußmarsch bis zur Grenze waren, wurde der Frieden ausgerufen. Doch damit war die Welt und Hertas Lage noch lange nicht schön und lebenswert. Um zu überleben, mussten besonders die älteren Kinder um etwas zu essen betteln. Da Herta schon siebzehn Jahre alt war, wurde sie vernachlässigt und beschloss, ihre Familie aufzusuchen. Sie sagte die Wahrheit über ihre Herkunft als Jüdin und verließ die Gruppe. Herta lief drei Wochen nach Hause, nur um festzustellen, dass fremde Menschen in ihrem Haus lebten - von ihrer Familie war keine Spur. Die neuen Hausbewohner ließen sie nicht rein, sondern wunderten sich, dass noch Juden am Leben waren, da ihnen Hitler versprochen hatte, sie alle zu töten.

Danach ging Herta zu ihrer Tante, welche durch die Hochzeit mit einem Christen überleben konnte und von diesem versteckt wurde. Nachdem sie dort Kraft und Mut gesammelt hatte, gab ihre Tante ihr Geld, um erneut nach Hause zu fahren. Dort angekommen, wurde sie abermals enttäuscht und konnte sich ihr altes Zuhause nur von außen anschauen.

Über weitläufige Kontakte und Aufrufe fand Herta zumindest ihren Vater wieder. Ihr Vater überlebte, weil er von Amerikanern aus einer Baracke in Buchenwald gerettet wurde. Die restliche Familie war bereits verstorben. Sie erfuhr auch von weiteren Verwandten in Washington und beschloss, mit ihrem Vater dorthin auszuwandern. Doch noch bevor Herta nach Amerika zog, erfuhr sie von einer Gruppe junger Menschen, welche das Land Israel aufbauen wollten. Die Idee, aus einer Wüste, ein Land für Menschen ihresgleichen zu gestalten, überzeugte sie, sich der Gruppe anzuschließen. Ohne ihren Vater ging sie letztendlich als Soldatin in das fast unberührte Land Israel.

Noch heute bereut Herta diese Entscheidung, da sie ihren Vater nie wieder sah. Er starb 1950 in Amerika, während sie in der Wüste ums Überleben kämpfte. Der dort herrschende Winter und die ausländische Sprache erschwerten es ihr, sich wohlfühlen. Mit der Begegnung ihres Mannes verbesserte sich zwar ihr Lebensstandard, doch immer noch war da die Sorge, nicht an genug Essen und Trinken zu kommen.

Nach und nach ging es jedoch bergauf, sie lebte in einer glücklichen Ehe und bekam zwei Kinder. Mittlerweile hat sie vier Enkelkinder, lebt in Holon und spricht offen mit vielen interessierten Gruppen über ihre Vergangenheit. Auch heute noch belasten Herta die schrecklichen Erlebnisse und abends muss sie zum Einschlafen eine Schlaftablette einnehmen.

Das Gespräch mit Herta Goldman zeigte uns eine sehr differenzierte Sichtweise der Shoah und wie eine jüdische Frau sich zu der Zeit fühlte. Ihre direkte und offene Art gab uns viele Eindrücke in ihre Vergangenheit. Sie ließ uns spüren, dass ihr das Gespräch mit uns sehr wichtig war und ihr dabei half, mit den Geschehnissen besser umzugehen. Nicht nur Herta durchlebte ihre Geschichte emotional noch einmal, auch wir konnten teils nachempfinden, was damals geschah.

Schön zu hören war es, dass Herta noch im hohen Alter ihren Schulabschluss nachholte und sich täglich der modernen Welt stellt. Mittlerweile spricht Herta fünf Sprachen, hat ein Buch herausgebracht und verbringt täglich viel Zeit am Computer.



ZUSAMMENFASSUNG UND FAZIT ZUR ISRAEL REISE

Da standen wir nun am Frankfurter Gepäckband. Zurückgekehrt nach Deutschland, nervös und auf die Koffer wartend. Denn es war Zeit, den Zug zu erwischen und sich zu verabschieden, da sich hier die Wege teilten. So fuhren einige mit dem Zug nach Hause, andere mit dem Auto. Obwohl wir nach Hause fuhren, lag ein Gefühl von Traurigkeit über das Ende der Reise in der Luft. So verabschiedeten sich noch vor Kurzem fremd wirkende Leute umarmend und ganz herzlich voneinander. Spätestens in diesem Moment war klar, dass die Reise nach Israel besonders war und sie uns als Gruppe zusammengeschweißt hat. Aus 26 sich größtenteils fremd wirkenden Leuten wurden Freunde und Freundinnen. Freundschaften, die vor zehn Tagen beginnen sollten.

Der Tag der Anreise nach Israel begann für alle bereits früh morgens, denn um kurz nach sieben Uhr ging der Zug vom Treffpunkt am Düsseldorfer Hauptbahnhof zum Frankfurter Flughafen. Dort wurden bereits erste Bekanntschaften gemacht, andere von der kurzen Nacht erschöpft, schliefen im Zug. Angesichts der Lage an deutschen Flughäfen und Verzögerungen bei den Sicherheitskontrollen lag bei der Ankunft in Frankfurt Anspannung in der Luft. „Wie lange werden wir warten müssen? Bekommen wir unseren Flug?“, waren die Gedanken, die einem durch den Kopf gingen. Doch zur Freude aller gab es keine wesentlichen Warteschlangen und das Abfluggate hatte eine speziell für den Flug eingerichtete Sicherheitskontrolle parat, womit der erste Stress verflogen war. Damit konnte die Vorfreude auf die Reise so richtig beginnen. Mit kurzer Verspätung in Israel angekommen, wartete die nächste Hürde in Form der Einreise, womöglich der stundenlangen Befragungen auf die Gruppe. Doch zum Erstaunen aller wurden keine Kontrollen durchgeführt und alle Koffer waren beisammen. So war das Verlassen des klimatisierten Flughafengebäudes von größerer Bedeutung. Zum einen wurden wir von der Wärme des israelischen Wetters erschlagen, zum anderen kamen wir mit einer wichtigen Person auf dieser Reise in Kontakt, nämlich mit Uriel, unserem Guide. Nach der Überfahrt von Tel Aviv nach Jerusalem bezogen wir unsere Zimmer. Es blieb noch etwas Zeit bis zum täglichen gemeinsamen Abendessen, welches mit Spannung erwartet wurde, da die israelische Küche vielen noch unbekannt war.

Die Zeit dazwischen nutzten einige zum Ausruhen, andere betätigten sich sportlich und wieder andere ergriff die Abenteuerlust, indem die ersten Straßen und Plätze Jerusalems besichtigt wurden. Dabei stachen einige Eindrücke besonders hervor. So unterscheidet sich die schöne, sandsteinfarbige Architektur der Stadt Jerusalem von dieser in Deutschland sehr. Auch zur Verwunderung beigetragen hatte die Leere und Stille der Straßen; wir waren davon ausgegangen, dass in einer Großstadt Israels abends mehr los sein würde als an jenem Freitag. Was wir nicht wussten: Es war Schabbat, der Ruhetag im jüdischen Glauben.

Der Tag endete mit einem gemeinsamen Abendessen, welches Teile westlicher sowie orientalischer Küchen aufwies und zu gefallen wusste, ebenso wie ein erhöhter Punkt in Jerusalem, an welchem wir den Abend ausklingen ließen und bereits einen ersten Blick auf den Felsendom und die atemberaubende Kulisse dieser Stadt werfen konnten. Noch von der Nachmittagshitze ermüdet waren jedoch alle froh, dass insbesondere am Abend ein leichter Wind in Jerusalem wehte, welcher die Besprechung des morgigen Tages innerhalb der Gruppe erleichterte. Damit ging ein aufregender Tag zu Ende, der bereits einige Eindrücke bereit hielt, uns aber Fragen ließ, was wohl noch auf uns warten würde.

Einen ersten Teil dieser Frage konnte bereits der nächste Tag, der die Stadtbesichtigung Jerusalems innehatte, beantworten. So ging es wie an den meisten Tagen der Reise bereits früh auf die Beine. Ausgeruht ging es in Richtung Altstadt, vorbei am Jaffa-Tor und vielen sakramentalen und für die Weltregionen des Judentums, des Islams und des Christentums heiligen Gebäude. Dies war atemberaubend und dennoch nicht greifbar. So standen wir inmitten mehrerer Gruppen von betenden Juden an der Klagemauer. Ein für uns surreales Bild als überwiegende Christen oder Heiden, dass wir Teil dessen sein durften. Denn wir besuchten die Klagemauer am Samstagvormittag in einer Situation, die gleichzusetzen ist damit, dass glaubensfremde Personen an einer Messe teilnehmen und durch die Kirche spazieren. Man möge sich nur vorstellen, welches ein Gefühl dies in einem auslöst. Noch erstaunlicher war, dass sich trotz einiger fremd wirkender Blicke niemand hat stören lassen.

Mit diesen Eindrücken verließen wir das größte Heiligtum des Judentums und machten uns vom jüdischen Viertel auf in das muslimische Viertel der Altstadt. Mit anderen Worten, bis auf die Bausubstanz in eine völlig andere Welt. Von der Klagemauer beeindruckt, prasselten weitere Eindrücke und v. a. Gerüche auf uns ein. Von Obst- und Gemüseständen vorbei an Kleidungsverkäufern bis hin zu Gewürzhändlern war alles dabei, was die orientalische Kultur aufzuweisen wusste. Wir kamen uns vor, als wären wir plötzlich in Istanbul und einer kleinen Einkaufsgasse, nicht jedoch in der geteilten Stadt Jerusalem. Denn wenn auch die Kulturen unterschiedlich sind, kam uns kein Geschrei, kein Gedränge oder sonstiges, was ein unsicheres Gefühl hervorbringen würde, unter. Dies galt für die Altstadt genauso wie für ganz Israel. Im Kontrast dazu stand jedoch, dass keine Nicht-Muslime den Felsendom und die ehemalige jüdische Tempelanlage betreten durften. So sahen wir dies nur aus der Ferne heraus, uns fragend, was dort wohl in diesem Moment passieren würde. Eine Frage, auf die wir keine Antwort fanden. Zwischen der Offenheit der Klagemauer und der Verslossenheit der Anlage des Felsendoms stand die Grabeskirche zusammen mit dem Kreuzweg Jesu, den wir begingen.

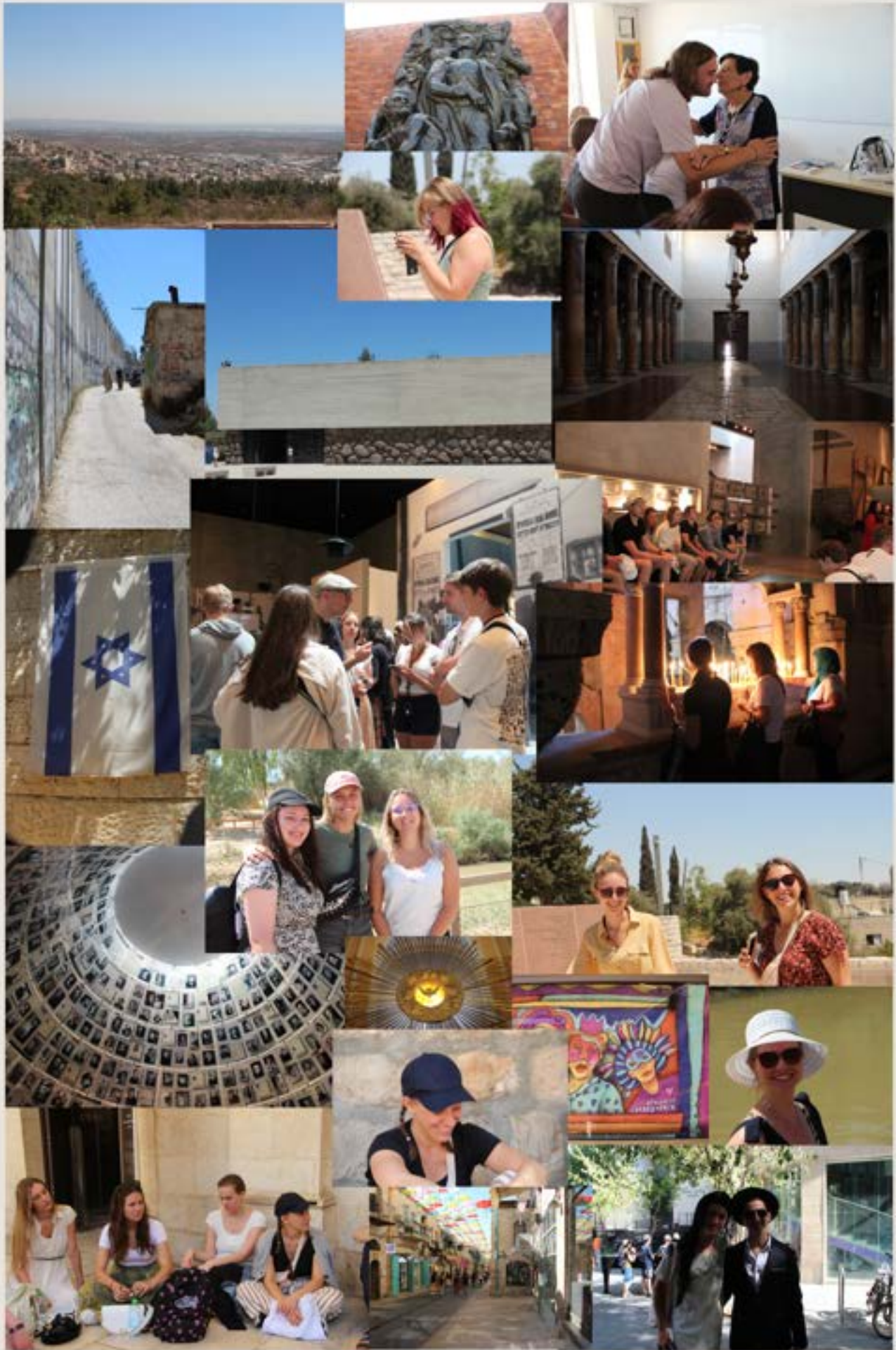
In der Gruppe machte sich ein Gefühl der Unglaubwürdigkeit breit, denn es konnte keiner so richtig fassen, dass Jesus vor etwa 2.000 Jahren hierher gelaufen, dort verurteilt und an der anderen Stelle gekreuzigt und auferstanden sein soll. Dies schien von Deutschland aus so weit entfernt. Doch plötzlich sollten wir an jener Stelle gestanden haben. Auch ein Gefühl der Ohnmacht überfiel einige, vor allem, da die Grabeskirche mit dem Ort der Kreuzigung und der Auferstehung so unheimlich überlaufen schien.

Der Andrang wirkte fast, als wenn ein Popstar eingetroffen war. Einige dachten, dass dies ein heiliger Ort der Ruhe, Erinnerung und Beseelung sein sollte. Es schien teils das Gegenteil zu sein. Nachdem wir die drei Stätten gesehen hatten, überkam uns das Gefühl, ein "Best-Of heilige Orte" gesehen zu haben, wobei dies keinesfalls negativ aufgefasst werden darf. Vielmehr beeindruckte Jerusalem mit der Geschichtsträchtigkeit, der heutigen Relevanz für die Weltregionen sowie der Offenheit und des kulturellen Mixes, welcher sich unweigerlich darstellt und an jenem Tag als ein Beispiel für andere Gesellschaften dienen kann.

Der sehr informative und interessante, aber auch durch die vielen gegangenen Meter kräftezehrende Tag endete in einem Resümee der o. g. Gefühle und Empfindungen in gemeinsamer Runde mit einer abschließenden Folge von selbst durchgeführten Theater-Spielen, die für viele Lachen und eine entspannte Stimmung sorgten.

Am dritten Tag ging es ins Ausland. Schon wieder? Tatsächlich ging es ins Westjordanland, nach Bethlehem. Bevor wir dort ankamen, gab es eine kleine Sprachstunde mit Uriel, die aufgrund der Aussprache einiger für Lachen sorgte. Vor Bethlehem besuchten wir noch aus der Bibel bekannte Hirtenfelder und bekamen gezeigt, in welchen Höhlen Menschen bzw. Hirten früher lebten und in welchen Lebensumständen Jesus wohl auf die Welt gekommen sein muss. Dies zeigte uns, was für ein Glück wir haben, indem wir in teils klimatisierten, geschlossenen, sauberen und mit laufendem Wasser ausgestatteten Räumen leben dürfen.

Bethlehem selbst liegt direkt an der Grenze zu Israel in einem palästinensischen Autonomiegebiet. Dort bekamen wir hautnah zu sehen, was dies konkret bedeutet. Eine Mauer so hoch wie ein 10-stöckiges Haus, trennte Bethlehem von Israel. Die Wand selbst ist kunstvoll von diversen Künstlern verziert und regt zum Nachdenken an. Gedanken über die Trennung Berlins im 20. Jahrhundert schießen einem ebenso in den Kopf wie jene zur Bedeutung der Mauer für die Personen vor Ort. Auch die schiere Größe und Länge der Grenzanlage beeindruckte, da sie einerseits Ähnlichkeiten zu solchen zwischen den USA und Mexiko aufwies, andererseits, weil es für uns keinen Sinn ergab, die friedlich lebenden Menschen in Bethlehem mit solch einer Mauer zu bestrafen. Denn es macht den Menschen, der davor steht, klein und unbedeutend. Wie dies wohl auf die Personen wirken mag, die täglich dort vorbeikommen? Wie etwa auf den einen Herren, der uns etwas aufdringlich Ketten verkaufen wollte. Leider hatten wir keine Möglichkeit, ihn zu fragen. Danach fuhren wir zur Geburtskirche Jesu. Von außen wie eine gängige Kirche wirkend, passte sie nicht so recht in das arabisch geprägte Stadtbild Bethlehems und als Symbol der Geburtsstätte des Christentums auch nicht als starker Gegensatz zur Stadtmauer Bethlehems. Zu unserem Glück war die Kirche nicht stark besucht, sodass wir uns anstellten, um in Kontakt mit der vermeintlichen Geburtsstelle zu kommen. Es ging dabei einige enge Treppen hinunter in eine Art Gruft, in der ein Altar über einer umrahmten Fläche von Stein thronte, welche die exakte Geburtsstätte symbolisieren sollte. So kniete sich ein Großteil von uns hin, um diese heilige Stelle zu berühren. Zwar herrschte nicht so ein Tumult wie in der Grabeskirche, jedoch standen um uns herum mehrere Personen, die ebenso wie wir darauf warteten, an der Reihe zu sein. Dies sorgte teils für ein unbehagliches Gefühl, in Eile zu sein und entwertete die Vollkommenheit des Moments.



Von einer Heiligstätte des Christentums ging es auf eine kleine Stadtbesichtigung Bethlehems. So gingen wir über einen großen Parkplatz, über dem ein Minarett prunkte. Plötzlich ertönte ein lauter Gesang über die Lautsprecher an diesem Platz: Es wurde zum Mittagsgebet ausgerufen. Für viele von uns ein befremdliches Gefühl, da wir mit dieser Kultur bisher noch nicht in dieser Form in Kontakt gekommen waren. Dieses fremde Gefühl begleitete uns danach auch beim Gang durch die Gassen Bethlehems, indem wir teils erstaunt angesehen wurden und für uns ersichtlich wurde, dass hier deutlich weniger Touristen und Pilger durchkommen, als dies noch in Jerusalem der Fall ist. Es bestätigte sich auch der Eindruck, dass das Westjordanland ärmer ist als Jerusalem, was nicht zuletzt an den günstigeren Preisen festzustellen war. So empfand auch ein Großteil von uns, dass sie sich Bethlehem anders vorgestellt hatten: Kleiner, verschlafener und um die Geburtsstätte Jesu fixiert. In Wahrheit ist Bethlehem mit etwa 20.000 Einwohnern eine der größeren Städte im Westjordanland und kulturell durchweg arabisch geprägt. Diese vielen Eindrücke und Gegensätze sowie die Nichterfüllung der Erwartungshaltung sollten uns für den Rest der Fahrt prägen und nachdenklich stimmen, da klar wurde, dass Realität und Vorstellung weit voneinander entfernt liegen können. Dies weist dabei keinen negativen Kontext auf.

Nach einem leckeren und arabisch geprägten Mittagessen ging es wieder zurück nach Jerusalem, um ein Gespräch mit einer Mitarbeiterin der Organisation Amcha zu führen. Dies zeigte uns zum ersten Mal auf, dass selbst Holocaust Überlebende nach dem Zweiten Weltkrieg in Israel nicht als Opfer, sondern als Feiglinge, die sich haben, derart behandeln lassen, dargestellt wurden. Dies schockierte und irritierte uns. Ebenfalls stimmte uns dies nachdenklich, da dies aus unserer Sicht mit unserem heutigen Wissen als völlig unverständlich erschien. Es zeigte jedoch auch, dass Sachverhalte unterschiedlich in der israelischen Gesellschaft aufgefasst werden, was durch den Konflikt mit Palästina gestützt wird. Mit Assoziationen wie "entspannt", "geweint", "besungen" oder auch "Naturspektakel" sowie "menschliche Abgründe" kann versucht werden, den vierten Tag zu beschreiben. Für einige war es das Highlight der Reise, da er die eben genannten Attribute miteinander verbunden hat.

Der nächste Tag begann mit Entspannung am Toten Meer und der Besichtigung der Taufstätte Jesu am Jordan, der Israel von Jordanien teilt. Allein schon die Busfahrt zum Jordan hin kann als Spektakel beschrieben werden. So geht es von etwa 800 Metern über dem Meeresspiegel in Jerusalem knapp 1.200 Höhenmeter hinunter an das tiefst gelegene Gewässer der Erde. Die Landschaft in Jerusalem, insbesondere auf dem Ölberg noch grün, wurde mit jedem gefahrenen Meter trockener und wüstenartiger. Wir fuhren in eine Schattenwüste, erzählte uns Uriel. Wir blickten gespannt aus den Busfenstern, fotografierten die Landschaft und schauten verwundert auf immer wieder nahe der Autobahn gelegene Blechsiedlungen. Und schon bald tauchten am Horizont grüne Dattelpflanzen auf, die wie Oasen in der Wüste neben Jericho entsprangen. Auch diesmal waren wir darüber verwundert, wie dies überhaupt in diesem Klima möglich sei, denn das Thermometer berichtete 38 Grad Celsius bei wolkenfreiem Himmel.

An der Taufstätte angekommen erwartete uns ein Fluss, der nicht größer als die Ruhr war und zugleich einen grünen Schimmer aufwies. Mit den Füßen im Wasser stehend, trennten uns keine fünf Meter vom Staatsgebiet Jordaniens. Mit dem Wissen im Hinterkopf, dass die Beziehungen zwischen Israel und dem Nachbarland schlecht sind, erschien allein der Fakt, dass wir hätten nach Jordanien übertreten können, etwas surreal und unglaublich. So bestätigte sich diese Absurdität darin, dass an dieser Stelle auch zwei israelische Polizisten, bewaffnet mit Maschinengewehren, diesen Ort sicherten, wir aber die einzigen in der Umgebung waren und es nicht so schien, als gäbe es dort viel zu bewachen. Mit anderen Worten: Die Polizisten langweilten sich.

Am Toten Meer selbst erwartete uns eine Poolanlage mit eigener Bar, die größtenteils alle links liegen ließen, um ein Bad im salzhaltigsten Gewässer der Welt zu nehmen. Allein die Kulisse, die Berge Jordaniens auf der anderen Seite des Sees, zusammen mit der Stille vor Ort waren eine Reise wert. So stürzten wir uns ins Wasser, unwissend darüber, wie das Salz auf uns wirken würde. Wir waren überrascht davon, wie natürlich es sich anfühlte, im Wasser zu schweben. Ein Untergehen war unmöglich, ähnlich wie das Schwimmen selbst.

Dies hatte uns beeindruckt und machte Freude. So konnten wir mit Genuss und ohne Anstrengung, denn das Wasser wies keine Wellen auf, den toten Mann im Toten Meer spielen. Den Pool testeten wir ebenfalls aus und führten auch ein kleines Wettschwimmen durch. Nicht wenige verließen das Tote Meer mit der Überzeugung, gerne wieder dorthin reisen und baden zu wollen. Es herrschte somit eine ausgelassene, entspannte Stimmung, als wir zum Zeitzeugengespräch mit Holocaustüberlebenden in einem Wohnhaus eintrafen und uns Inge, die Organisatorin und ihre Freunde begrüßten. Damit begann der emotionale Teil des Tages. Denn die Offenheit, Menschenfreude, Geselligkeit, der Spaß am Leben, schlicht die Menschen dort waren fantastisch und atemberaubend. Solch eine zu Beginn bedrückte und danach freudvolle Stimmung und Begegnung hatten nur wenige von uns zuvor erlebt. Es sollte ein Ereignis gewesen sein, welches viele von uns nachhaltig prägte. Die Stimmung am Anfang war ruhig, wir saßen gespannt und unvoreingenommen auf Stühlen, den Treppen sowie auf dem Sofa im Wohnzimmer und warteten darauf, was passieren würde. Nachdem sich Inge und ihre Gruppe vorgestellt hatten, begannen die ersten Personen von ihren Geschichten zu erzählen. Diese waren geprägt von Trauer, Angst und den verheerenden Erinnerungen, die die Zeitzeug*innen durchleben mussten. Insbesondere in den Gesichtern war zu erkennen, wie schwer es ihnen fiel, davon zu erzählen, wie stark sie davon noch immer mitgenommen werden und wie wichtig es ihnen war, dies weiterzugeben. Dies sorgte für eine bedrückte und nachdenkliche Stimmung und stand völlig zu dem in Kontrast, was wir am Vormittag erlebt hatten. Somit flossen auch die einen oder anderen Tränen. Aufgeheitert wurden wir durch den Gesang von Michael. Dieser liebte es zu singen. Er verarbeitete und verdrängte damit seinen Schmerz. Dies war so ansteckend, dass wir auch alle mitsangen und schließlich mittanzten. Innerhalb nur weniger Minuten wurde somit aus der Stimmung einer Trauerfeier die einer Hochzeit. Plötzlich hatten wir alle wieder ein Lächeln im Gesicht und waren beeindruckt davon, wie diese Menschen mit ihrer Tragödie umgehen und wie viel Lebensfreude sie ausstrahlen.

Wir hatten das Gefühl, neue Freunde gefunden und Freundschaften geknüpft zu haben. Einerseits mit den Zeitzeugen selbst; andererseits war es auch das erste Mal während der Reise, dass die Gruppe sich näher kam und jeder seine Gefühle zeigte. Dies sorgte für einen stärkeren Zusammenhalt und schuf eine neue Basis innerhalb unserer Gruppe. So verließen wir das familiär wirkende Zimmer mit den Gedanken, noch nicht wirklich realisiert zu haben, was in diesen paar Stunden geschehen war und was ein Geschenk dies für die Zeitzeugen sowie für uns selbst war, solch eine Erfahrung machen zu dürfen. Bei der anschließenden Nachbesprechung des Gesprächs am Abend im Park wurde dies immer klarer.

Von den Eindrücken des Vortages geprägt, machten wir uns am nächsten Tag mit Bus und Bahn auf den Weg nach Yad Vashem, der nationalen Gedenkstätte Israels zum Holocaust. 20 Minuten von der Innenstadt entfernt, wartete auf uns ein großes, mediterran wirkendes Gelände. Dieses besichtigten wir den ganzen Tag lang. Begonnen hatten wir mit dem Museumsgebäude bzw. der ständigen Ausstellung über die Historie des Holocaust. Das Gebäude stach dabei heraus, indem es nicht sandsteinfarbig gestaltet ist, sondern einen länglichen Aufbau aufweist und zum großen Teil unter dem Boden verbaut ist. Die Form des Gebäudes soll damit einen Schnitt wie eine Wunde in der Landschaft symbolisieren und ähnelt dieser Vorstellung bei Betrachtung aus der Vogelperspektive. So entstand bereits bei Betreten des Baus eine ehrfürchtige Stimmung, gestützt durch die Kühle und Dunkelheit im Gebäude. Insbesondere mit speziell eingespielter Musik und dezent angebrachtem Licht wurde ein bedrückendes Gefühl generiert, das seit Eintritt wie eine Last auf den eigenen Schultern saß. Allerdings zeigte die Ausstellung nur komplett nüchtern das, was wir am Tag zuvor in Ausschnitten gehört hatten. Historisch richtig und objektiv aufgearbeitet war dies die kompletteste Ausstellung, die viele von uns gesehen hatten. Zusammen mit den immer wieder auftretenden Details, wie etwa der Gebäudegeometrie, fühlte es sich so an, als hätten die Erbauer ihre volle Kraft dort hinein gesteckt, in Erinnerung der Besuchenden bleiben zu wollen, und sie waren damit erfolgreich.

Eine Tour über den Campus brachte uns weitere Monumente und Denkmale näher. Etwa die Aufzählung der vor dem Holocaust bestehenden jüdischen Gemeinden zeigte uns nochmal bildlich und eindrucksvoll, wie weit verbreitet Juden in Europa waren und welche Vielfalt durch die Judenverfolgung zerstört wurde. Auch die Transporte von Juden mithilfe von Viehwaggons und der Vorstellung, dass auf engstem Raum mehr als 100 Personen Platz finden sollten, wirkte erschreckend und zeigte uns zugleich, was für eine Qual allein dies mit sich brachte. Von den Eindrücken, den vielen gegangenen Metern sowie der scheinenden Sonne geplättet, kamen wir schließlich zur letzten Station des Tages an. Dem Denkmal zur Erinnerung der während des Holocaust getöteten Kinder. Ein dunkler Raum, indem einige wenige Kerzen durch clevere Spiegelreflexionen dazu gebracht wurden, die Anzahl der getöteten Kinder in Form von Lichtquellen wiederzugeben, beeindruckte und bewegte gleichermaßen. Denn der Anblick, vergleichbar mit einem mit Lichtern bespickten, vollen Sternenhimmel, sorgte dafür, dass nicht greifbar war, wie viele Kinder gestorben waren. Auch wenn dies nur ein kurzer Moment der Erinnerung war, so sorgte dies bei einigen für einen solch nachhaltigen Eindruck, dass dies ihr persönliches Highlight war.



Nach der anstrengenden und informativen Besichtigung, die allerdings nicht für alle neue Informationen bereithielt, machten einige einen Abstecher auf den Mahane Yehuda Markt, den größten seiner Art in Israel. Nicht weit weg von der Altstadt warteten dort Eindrücke auf uns, die wir so ähnlich im muslimischen Viertel Jerusalems machten, jedoch größer und intensiver. So kamen uns viele verschiedene Gerüche von Obst-, Gemüse- oder Gewürzhändlern oder etlichen Bars und Restaurants entgegen, die bis in die Nacht auf hatten. Dementsprechend ging der Abend für einige dort mit kühlen Getränken in lustiger und ausgelassener Stimmung zu Ende, während andere die Zeit nutzten, shoppen zu gehen oder sportlich aktiv zu sein.

Noch mit schweren Beinen vom Vortag waren wir glücklich darüber, am zweiten Tag in Yad Vashem nicht so viel gehen zu müssen. Bevor wir ein weiteres Zeitzeugengespräch hatten, besichtigten wir die Fotoausstellung Yad Vashems. Dort prasselten ohne weitere Erklärungen und nur durch visuelle Reize viele Eindrücke auf uns ein, die nicht in dieser Form in der ständigen Ausstellung übermittelt wurden. Die Fotoausstellung schaffte es nämlich, mit wenigen Fotos bereits viel zu zeigen. So beeindruckten uns die Fotos mutiger Juden, die ohne Erlaubnis fotografierten und damit rechnen mussten, direkt im Ghetto getötet zu werden. Dies sorgte für einmalige Bildaufnahmen, die unter die Haut gingen. Insbesondere die Dokumentation der Alliierten, nachdem sie Lager befreit hatten, schockierten mit dem Anblick vieler Leichen.

In dem darauffolgenden Gespräch mit einer Überlebenden des Holocaust war im Vergleich zu den Gesprächen am vierten Tag eine deutlich größere Routine und Professionalität zu spüren. Dies sorgte dafür, dass in den Erzählungen mehr Detailtiefe steckte, die Überlebende besser mit ihrer eigenen Tragödie zu Recht kam und sich uns somit mehr öffnen konnte. Mitnichten sorgte dies für weniger Emotionalität, wenngleich das Gespräch strukturierter wirkte und mehr einer Botschaft als noch einem Austausch näher kam - ein Unterschied zum ersten Zeitzeugengespräch. Auch dieses Mal sorgte dies für Trauer innerhalb der Gruppe, jedoch schienen wir insgesamt damit gefasster. Vielleicht lag dies auch daran, dass die Überlebende uns zum Schluss herzlich mit einem Kuss auf die Stirn eines jeden Einzelnen verabschiedete. So gab sie uns ein Gefühl von Geborgenheit und nahm die Angst aus ihren eigenen Erzählungen heraus. Dies tat der gesamten Gruppe gut und ließ uns mit einem guten Gefühl in die Mittagspause gehen.

Nach dieser erwartete uns ein spannender Vortrag zur Geschichte des Antisemitismus. Dort lernten wir, dass der Judenhass seit fast 2.000 Jahren besteht, mit Argumenten, die keine waren. Dies sorgte in uns für ein Ohnmachtsgefühl, dass eine Gruppe von Personen über solch einen langen Zeitraum und noch bis heute wegen ausgedachter Motive verfolgt und gehasst wird. Wir konnten es nicht fassen, dass selbst die Nazis die Judenverfolgung mit solchen alten Argumenten rechtfertigten und ein großer Teil der deutschen Bevölkerung dies unterstützte. Innerlich stärkte dies das Empfinden, etwas gegen den Antisemitismus unternehmen zu wollen. Auch der nachfolgende Abend endete bei einem Teil der Gruppe in einer Bar auf dem Markt in fröhlicher Stimmung oder beim anderen Teil auf der Dachterrasse mit geselligen Spielen.

Am siebten Tag verließen wir Jerusalem und machten uns auf den Weg nach Tel Aviv mit einem kleinen Umweg über Barta'a. Wir wunderten uns, als wir zu Gehör bekamen, dass ein Überlebender aus dem ersten Zeitzeugengespräch Witze über die Verkehrssituation in Israel riss. So hatten wir bisher keine Probleme mit dem Straßenverkehr, bis auf das ausgeprägte Verhalten die Hupe zu nutzen, erlebt. Dies sollte sich auf der Überfahrt in den Norden Israels ändern. Ein Verkehrsunfall sorgte für eine etwa zwei Stunden längere Busfahrt.

Nachdem bereits frühen Aufstehen an diesem Tag angestrengt hatte, zehrte dies nochmals an den Nerven der Gruppe, wenn auch Uriel uns noch einiges über die Wirtschaft und Politik Israels näher bringen konnte. Durch die Wartezeit kamen wir schließlich hungrig bei Lydia Aisenberg an. Gefühle, die schnell verflogen sind, denn sie schaffte es, uns mit ihrer Erzählweise und Leidenschaft den politischen Konflikt der Grenzziehung zwischen Israel und dem Westjordanland informativ näher zu bringen. Dabei war sichtlich zu erkennen, wie großartig sie es fand, uns etwas über die Situation Israels zu erzählen. Dies schwappte direkt auf uns über und ließ uns schon fast enthusiastisch wirken, den Ort Barta'a, der durch die grüne Linie geteilt wurde, kennenzulernen. Barta'a selbst wirkte enorm auf uns als Gruppe ein, noch mehr als den Kontrast, den wir in Bethlehem erleben konnten. Denn dieser Ort wies jede Menge Gegensätze auf. Dadurch, dass ein Teil Barta'as palästinensisch verwaltet ist, aber eine Grenzanlage östlich des Orts von den Israelis errichtet wurde, haben die Palästinenser keine Möglichkeit, den ihnen zugehörigen Ortsteil zu verwalten oder Rechte und Gesetze durchzusetzen, weil sie dort schlichtweg nicht hinkommen. Die Israelis auf der anderen Seite betreten den östlichen Teil der grünen Linie nicht, denn dies ist für sie verboten. Und so sorgt die Teilung der Stadt, die nur auf dem Papier besteht, für eine Autonomie des Ortes. Bspw. werden vom Staat keine Steuern erhoben, andererseits greift dort keine Polizei ein.

Auf den Straßen selbst war dadurch ein erheblich geringerer Lebensstandard als noch im Zentrum Israels zu erkennen. Dies war durch frei herumwehende Plastiktüten oder Autos ohne Fenster zu erkennen. Im Kontrast dazu konnte man aber auch eine vergoldete und prunkvolle Moschee sowie jede Menge Luxusautos erkennen. Wären wir nicht mit Lydia unterwegs gewesen, die diesen Ort seit Jahrzehnten besucht und somit alle wichtigen Personen dort kennt, hätten wir sicherlich ein wenig Sorge um unsere Sicherheit gehabt. Dies war jedoch nicht der Fall, auch wenn wir uns recht schnell auf den Straßen bewegten. Touristen kamen dort nämlich nicht so häufig her. Umso mehr freute sich ein lokaler Falafel-Restaurantbesitzer, als wir mit 30 Personen zu ihm essen gingen. Danach verließen wir den Ort mit einigen unbeantworteten Fragen. Solch eine diffuse Konstellation hatten wir bisher nicht selbst kennengelernt. Wie war bspw. das Leben vor Ort? Hindert die grüne Linie die Menschen dort im Alltag? Wie ist es, als überwiegend arabisch geprägter Ort Teil Israels zu sein? Dies kam, so unser Gefühl, ein wenig zu kurz, geschuldet durch den Stau, in den wir am Vormittag geraten waren. Aber auch das Glück, seinen eigenen Ort nicht durch eine Linie und potenziell seine Verwandte von einem selbst getrennt zu haben, erdete uns in dem Bewusstsein, dass dies auch in Deutschland bis vor 32 Jahren nicht selbstverständlich war. Mit dem Wissen, wieder an nur einem Tag während dieser Reise solch wertvolle Momente erlebt zu haben, wie sie normalerweise nur jährlich vorkommen, fuhren wir weiter nach Tel Aviv.

Dies stellte gleichzeitig auch den Abschluss eines Abschnitts der Reise dar, der eher durch den konservativ wirkenden und geprägten Teil Israels ging, welcher uns jedoch mit der Offenheit, Vielfalt und Lebensfreude der Menschen überraschte. Wenn wir dies mit unserer Kultur vergleichen, so scheint dies im ersten Schritt weit entfernt, und so wird es zumindest in den heimischen Medien propagiert. Als wir dem jedoch näher kamen und uns mit den Menschen auseinandersetzten, stellten wir fest, dass viele Ähnlichkeiten zu Deutschland bestehen. Wir verließen Jerusalem somit mit einem reflektierten und guten Gefühl. Dieser Ortswechsel bedeutete aber gleichzeitig, dass wir uns dem eher westlich geprägten Teil Israels näherten, was sich indes im Straßen- und Schienenverkehr bemerkbar machte, nicht zuletzt, weil wir während der Rush-Hour unterwegs gewesen waren. In Tel Aviv angekommen, bezogen wir unsere Zimmer, die meisten nutzten die Zeit vor dem gemeinsamen Abendessen noch, um im Mittelmeer baden zu gehen und zu entspannen. Damit ging ein nervenaufreibender und v. a. politisch geprägter Tag zu Ende, der sich insbesondere mit den in unseren Medien gezeigten Problemen Israels beschäftigte. Damit lernten wir eine Menge zum Israel-Palästina-Konflikt, insbesondere, dass es kein Schwarz und kein Weiß gibt.

Am Freitag stand einer der letzten Punkte auf dem Programm. Noch bevor wir in den Bus stiegen, der uns nach Jaffa zur Stadtbesichtigung fuhr, stellten wir fest, dass das Klima in Tel Aviv deutlich humider ist, als es noch in Jerusalem der Fall war. Dies bedeutet v.a. eines: Reichlich trinken. In Jaffa angekommen erhielten wir jede Menge Infos zu einer der ältesten Städte am Mittelmeer und besichtigten dabei enge Gassen in der Altstadt, grüne Parks und einen alten Hafen. Jaffa war eine schöne, kleine Stadt und wusste mit ihrem Flair, der durch mehrere Marktpassagen, ähnlich wie beim Mahane Yehuda Markt, gestützt wurde, zu gefallen. Diese boten ähnlich wie bereits in Jerusalem jede Menge Waren an. Damit entstand bei einem leckeren Eis eine fröhliche Stimmung innerhalb der Gruppe. Danach besichtigten wir Tel Aviv, eine noch junge Stadt, die mit viel Bauhausarchitektur aufwarten konnte. Herausstechend waren dabei Künstlermärkte sowie eine lange Marktpassage mit vielen Ständen, bei der allein das Durchgehen ca. 20 Minuten dauerte. Wir waren beeindruckt von der Vielfalt der dort dargebotenen Sachen, insbesondere den vielen verschiedenen Essensständen, die mit ihren gut riechenden Mahlzeiten Appetit machten. Neben Essensständen wurde Mode, aber auch frische Waren wie Fische, Obst und Gemüse angeboten. Mit dieser Marktpassage hatten wir tatsächlich das Gefühl bekommen, in etwas einzutauchen, was wir aus Deutschland nicht kannten. Zum Nachmittag hin ging es dann zurück zum Hotel. Die freie Zeit bis zum gemeinsamen Abendessen nutzten wieder einige zum Baden im Mittelmeer. Dies klingt subtiler, als dies tatsächlich war. So bestehen in Tel Aviv bestimmte Strandabschnitte, die nur zu definierten Uhrzeiten von einigen Personengruppen besucht werden dürfen. Im strengen Judentum baden Frauen und Männer damit getrennt. Dies schockierte uns allerdings weniger, da wir dies bereits von anderen Themen wie etwa dem Beten an der Klagemauer kannten. Vielmehr ist Tel Aviv für seine Offenheit gegenüber verschiedenen Menschengruppen bekannt. Wir nutzten den für alle offenen Strand und eine angenehme und ausgelassene Stimmung entstand, die sich bis in den Abend ziehen sollte. Denn dort wurde die Nachtszene Tel Avivs reichlich erkundet und eine Menge getanzt. Während einige einen Club besuchten, war der Großteil der Gruppe mit Musik bestückt in den Park gezogen. Ein schöner und warmer Abend ging damit zu Ende.

Der letzte volle Tag in Israel brachte uns am Morgen ein weiteres Zeitzeugengespräch mit einer Holocaustüberlebenden. Dieses Gespräch war ebenfalls sehr emotional und bedrückend, da es nie die gleichen Geschichten sind, sondern jede Erzählung eines Holocaust Überlebenden individuell ist. Verstärkt wurde die Emotionalität durch den Fakt, dass sie ihre beiden Enkelinnen mitbrachte und sie so auch von ihrem Leben nach dem zweiten Weltkrieg erzählt hatte. Beeindruckend dabei war, dass sie als noch junge Frau nach Israel kam und den Staat selbst mit aufbaute.

Danach war die Zeit gekommen, sich von Uriel zu verabschieden und ein Danke an alle zu entrichten. Dabei entstand eine herzliche Stimmung, da wir alle erkannten, was eine großartige Zeit wir miteinander erfahren hatten. Dies sollte jedoch nicht der Schlusspunkt gewesen sein, so hatten wir noch eine Menge Freizeit bis zum Abend. Viele nutzten die Gelegenheit, ausgiebig zu shoppen und später baden zu gehen. Auch hier entstand wieder eine ausgelassene Stimmung, die mehr etwas von Strandurlaub als Bildungsreise hatte. Gerade darum nutzten wir diese Auszeit, bevor uns der Alltag einige wenige Tage später wieder einholen sollte. Den Abend verbrachten wir gemeinsam am Strand. Wir reflektierten die Reisen und teilten unsere Eindrücke miteinander. Und alle waren sich einig, was bereits in diesem Fazit zum Vorschein kam: Es war eine unglaubliche Reise, welche wir nur weiterempfehlen können. Wir waren ganz beeindruckt von der Arbeit, die der Verein Denk Dran leistet, was sich in zahlreichen neuen Vereinsanmeldungen ausdrückte. Damit entstand eine schöne Atmosphäre an diesem Abend, die schließlich darin mündete, dass ein Teil am Strand verblieb, der andere Teil die verbliebene Zeit nutzte, um die Clubszene Tel Avis kennenzulernen. Mit diesem Abend ging somit aber auch eine großartige Zeit vorbei, denn der nächste Tag begann so wie der erste. Nämlich mit einer Überfahrt zum Flughafen und dem anschließenden Flug, diesmal aber zurück nach Deutschland. In Frankfurt angekommen, war es Zeit, nun endgültig Abschied zu nehmen. Spätestens als wir am Gepäckband angekommen waren. Zusammenfassend lässt sich somit sagen, dass diese Reise ein wundervolles Erlebnis gewesen ist, welches viele von uns so schnell nicht vergessen werden.



Wir haben uns als Gruppe gut entwickelt und so zueinandergefunden, dass Freundschaften entstanden sind. Nicht nur das, sondern auch die Menschen vor Ort haben wir mit ihrer Offenheit, ihrer Freude und ihrer Sympathie in unsere Herzen geschlossen. Auch haben wir zu keinem Zeitpunkt ein unsicheres oder beängstigendes Gefühl in Israel oder auch im Westjordanland gehabt. Entgegen vieler Medienberichte zeigte sich für uns, dass der Konflikt zwar präsent, aber im Alltag zweitrangig ist und auch viel jüdische und arabische Israelis friedvoll zusammenleben. Daraus lernten wir uns stets, wenn möglich, selbst ein Bild von der jeweiligen Lage zu verschaffen und sich nicht von anderen Erzählungen voreinnehmen zu lassen. Denn nur die eigenen Erlebnisse erlauben eigene Schlüsse. Außerdem erlaubte uns diese Reise, sich intensiv mit dem Erbe des Holocausts auseinanderzusetzen und dieses weiter zu tragen. Damit wurde uns auch klar, dass wir dankbar für unsere Lebensverhältnisse sein und diese nicht für selbstverständlich hinnehmen sollten. Die Erwartungen an die Reise, die bei einer Erkundung Israels und dem Lernen über den Holocaust verortet waren, wurden bei Weitem übertroffen. Nicht nur haben wir uns Israel anders, deutlich weniger offen und modern, sondern auch viel eingeschränkter vorgestellt. Es zeigte sich aber, dass dieses Land in Sachen Lebensqualität Deutschland in nichts nachsteht. So nehmen wir eine Menge an Informationen, neue Freundschaften und unheimlich viele, teils erbarmungslos auf einen hereinprasselnde Eindrücke aus Israel mit, die uns wohl für unser gesamtes Leben prägen werden. Damit werden wir stets mit einem guten Gefühl an diese schöne Zeit zurückdenken. Danke dafür!



ISRAEL 2022 - EINE ERFAHRUNG FÜR'S LEBEN!



Luhas
Sebusch

Jim Heßler

Helen Dettmann

Christopher Seard

Luhas Kaldenbach

Marcel Zilian

Cornelia Diegs

David Wimpf

Noah Valerius

Melina Valerius

Leon Böger

Alice Hachenburg

Lynia Jürsch

Meret Menzel

Rebeka Jelinek

Honi Schrief

Elena Schrieder

Georg Heil

Alina Galster

Hannel Deen

Leonie Pimm

Deliah Schmid

Michaela Steuer

Evelie Funkenweyer

Regina Paul

Karola Schrief

EIN STÜCK ISRAEL IN DEUTSCHLAND

Weitere Impressionen aus unserer Zeit in Israel findest du auf unserem **Instagram-Kanal**. Hier erfährst du auch von den anderen Aktionen des Denk Dran e. V. und wirst über interessante Fakten zum Judentum und zur Erinnerungskultur informiert.



[denkdran.e.v](#)



Interessierst du dich für die weiteren Gedenkstättenfahrten, die wir anbieten? Besuche uns auch auf unserer **Website**! Hier bekommst du detaillierte Informationen zu all unseren Aktivitäten. Außerdem kannst du nachlesen, wofür wir uns als Verein einsetzen und wie du uns unterstützen kannst.



<https://denkdran-ev.de/>



Denk Dran e.V.
Dezember 2022